

Danièle Alexandre-Bidon, Nadège Gauffre Fayolle, Perrine Mane, Mickaël Wilmart (dir.), Le vêtement au Moyen Âge. De l'atelier à la garde-robe, Turnhout (Brepols) 2021, 344 p., 2 ill. en n/b., 74 ill. en coul., 10 tab en n/b (Culture et société médiévales [CSM], 38), ISBN 978-2-503-59008-0, EUR 90,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Nils Bock, Münster

Im Sinne einer *histoire totale* der mittelalterlichen Kleidung steht dieser Band in der Tradition von Françoise Piponnier (1932–2013), der der Band gewidmet ist und die die Geschichte der Kleidung seit den 1970er-Jahren erneuert und geprägt hat. Die Vertiefung der wirtschaftlichen, sozialen und technischen Aspekte einer Geschichte der Kleidung ist das Ziel des Bandes, der auf einer im Jahr 2016 gehaltenen Tagung basiert. In der Einleitung zeichnet Nadège Gauffre Fayolle die französisch- und englischsprachige Forschungsgeschichte seit den 1970er-Jahren nach und stellt ein verstärktes und diversifiziertes Interesse an der Erforschung mittelalterlicher Kleidung ab den 2000er-Jahren fest, das auch über die traditionellen, sozialhistorischen und sachkulturellen (*histoire du vêtement*) Fragestellungen hinausgeht. Gauffre Fayolle führt dieses Interesse vor allem auf internationale Kolloquien, Handbücher und Ausstellungen zurück (S. 14f.). Dafür hätte es auch im deutschsprachigen Bereich mit den Arbeiten von Stephan Selzer zur Farbe Blau im Spätmittelalter, von Jan Keupp zur Wahl des Gewandes und von Kirsten O. Frieling zu Kleidung an Fürstenhöfen um 1500 (alle erschienen in den 2010er-Jahren), Anknüpfungspunkte für den Forschungstrend gegeben¹.

Die beiden Schwerpunkte des Bandes sind: die Wirtschaft der Kleidung und Kleidungskultur. Ihnen können je zwei Unterpunkte zugeordnet werden. Der wirtschaftliche Aspekt wird jeweils durch vier Beiträge anhand der Punkte »Auf der Suche nach dem Rohstoff« und »Kleidung: Produktion und Zirkulation« aufgezeigt. Die Kleidungskultur wird untersucht in den Punkten »Soziale Kodierung, Übertretung und Gebrauch« und »*Imaginaire*, Erbe und Neuinterpretation« durch drei bzw. vier Beiträge.

Die Orte der Versorgung mit Woll- oder Seidenstoffen sind die großen Messen der Champagne, die Knotenpunkte für

¹ Stephan Selzer, *Blau: Ökonomie einer Farbe im spätmittelalterlichen Reich*, Stuttgart 2010 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 57); Jan Keupp, *Die Wahl des Gewandes. Mode, Macht und Möglichkeitssinn in Gesellschaft und Politik des Mittelalters*, Stuttgart 2010 (Mittelalter-Forschungen, 33); Kirsten O. Frieling, *Sehen und gesehen werden. Kleidung an Fürstenhöfen an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit (ca. 1450–1530)*, Ostfildern 2013 (Mittelalter-Forschungen, 41).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Produzenten und Verkäufer sind, wie Mickaël Wilmarts in seiner Studie unterstreicht. Die am Ende des Vertriebswegs stehenden örtlichen Tuchhändler stellt Rémi Rousselot-Viallet anhand der spätmittelalterlichen Ikonografie in ihrem Arbeitsumfeld vor. Sophie Desrosiers widmet sich explizit den bescheidenen italienischen Seidenstoffen in ihrer Materialität und ihren Eigenschaften anhand von Originalgeweben aus Museen in Lyon und London. Mit der italienischen Seide des Spätmittelalters war ein Produkt vorhanden, das auch Richtung Osten nach Konstantinopel vermarktet wurde, wie Ingrid Houssaye Michienzie und Suzanne Lassalle anhand des Nachlassinventars eines ausgewanderten florentinischen Kaufmanns aufzeigen.

Wer produziert und was im Umlauf ist, wird im zweiten Teil innerhalb des wirtschaftlichen Schwerpunkts des Bandes behandelt. Die Rolle des Hofschneiders als direkter Produzent von Endprodukten, insbesondere von Eilaufträgen, wird von Nadège Gauffre Fayolle analysiert. Parallel zum Beitrag von Rousselot-Viallet hat Perrine Mane eine umfassende Studie des ikonografischen Materials anhand der Darstellung von Schneidern und Kleiderhändlern in Verbindung mit archäologischen Funden und Inventaren durchgeführt. Wer an die burgundischen Herzöge des Spätmittelalters denkt, hat die einzigartigen Kopfbedeckungen vor Augen; sie werden von Sophie Jolivet behandelt. Das Ende des Lebenszyklus eines Kleidungsstücks bedeutete oft nicht die Entsorgung, sondern die Weitergabe und Wiederverwendung, wie sie in Schenkungen, Vermächtnissen oder Pfändungen zum Ausdruck kommen (Anne Kucab).

Der Gebrauch und Umgang mit Kleidung waren stark kodifiziert, da die Kleidung nicht nur einem bestimmten Zweck diente, sondern auch eine symbolische Zeichenhaftigkeit besaß. Diese Annahme unterstreichen die folgenden drei Beiträge anhand der Kleiderordnungen in Florenz (Christiane Klapisch-Zuber), der Farbe der Kleidung (Michel Pastoureau) und der Bekleidung von Haustieren an den königlichen und fürstlichen Höfen (Danièle Alexandre-Bidon). Gemeinsam ist den Beiträgen der Ansatz, dass die verschiedenen Gruppen in ihrer Kleidungswahl kontrolliert und modelliert wurden, weshalb auch Haustiere den Codes unterworfen waren, um sie dem höfischen Milieu anzugleichen.

Im zweiten Teil zur Kleidungskultur, und damit im letzten Teil des Bandes, befasst sich Maxime Gelly-Perbellini mit Beispielen von *Imaginaire*, Erbe und Neuinterpretation. Eine ikonische Figur aus der Vorstellungswelt des Spätmittelalters waren Hexen, deren Typologie er skizziert und die anhand einer königlichen *lettre de rémission*, die im Anhang abgedruckt ist, beispielhaft exemplifiziert wird. Die folgenden drei Beiträgen machen einen Sprung in das 19. und 20. Jahrhundert: zunächst wird die Verwendung mittelalterlicher Stoffe als Inspirationsquellen für die moderne Seidenindustrie (Florence Valantin) untersucht. Dann erfolgt mit den Beiträgen von Sébastien Passot und Yohann Chanoir ein Sprung in die siebte Kunst, die Filmkunst. Sie untersuchen die Frage der Historizität, ihre Schattierungen (Rekonstitution,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Transposition, Evokation und Dramatisierung) und ihre Funktion in Filmen unterschiedlicher Produktion (Frankreich, Hollywood).

Ausgehend von einem breiten Panorama mittelalterlicher Überreste und Traditionen aus Geschichtsschreibung, Theologie, Ökonomie, Rechtsquellen, Realien und bildlichen Darstellungen in Handschriften sowie modernen Textilien und Filmen bieten die Beiträge unterschiedlichste Facetten der Produktion, des Umgangs und der Zirkulation von Textilien in Europa (und nach Konstantinopel) zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert. Betrachtet man erneut das thematische Spektrum, so lassen sich mindestens vier Ansätze in der Forschung identifizieren, die das Panorama erweitern würden: Da ist erstens die Perspektive der Gender Studies², zweitens die der Arbeit und Arbeitszeit³, drittens die der Rhetorik und Praktiken des Verkaufens⁴ und schließlich die Zeichenhaftigkeit für eine Gesellschaft mit ihren Ansprüchen und Widersprüchen⁵. Der Stoff für weitere Forschungen zur Kleidung im Mittelalter geht damit nicht aus.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94501](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94501)

Seite | page 3

² Nur beispielhaft Judith. M. Bennett, Ruth Mazo Karras (Hg.), *The Oxford Handbook of Women and Gender in Medieval Europe*, Oxford, New York 2013.

³ Mathieu Arnoux, *Le temps des laboureurs: travail, ordre social et croissance en Europe (XI^e–XIV^e siècle)*, Paris 2012.

⁴ Julia Bruch, Tagungsbericht: *Ars Vendendi. Rhetorik und Praktiken des Verkaufens im Mittelalter*, Frühjahrstagung des Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte e. V., in: *H-Soz-Kult*, 12.05.2022.

⁵ Am Beispiel von Praktiken der Nachhaltigkeit Annette Kehnel, *Wir konnten auch anders. Eine kurze Geschichte der Nachhaltigkeit*, München 2021.



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Frédéric Bauden (dir.), Culture matérielle et contacts diplomatiques entre l'Occident latin, Byzance et l'Orient islamique (XI^e–XVI^e siècle), Leiden (Brill Academic Publishers) 2021, IX–499 p., 40 ill. en coul., 12 tabl. (Islamic History and Civilization, 183), ISBN 978-90-04-46533-6, EUR 127,00; Nicolas Drocourt, Élisabeth Malamut (dir.), La diplomatie byzantine, de l'Empire romain aux confins de l'Europe (V^e–XV^e s.). Actes de la Table-Ronde »Les relations diplomatiques byzantines (V^e–XV^e siècle): Permanences et/ou changements«, XXIII^e Congrès International des Études Byzantines, Leiden (Brill Academic Publishers) 2020, 470 p., 13 ill. (The Medieval Mediterranean, 123), ISBN 978-90-04-43180-5, EUR 121,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Peter Schreiner, Köln

Studien zu Diplomatie und Gesandtschaftswesen haben derzeit Konjunktur, je mehr in unseren Tagen die Diplomatie ihren jahrhundertelangen Erfahrungsschatz den Zwängen der Tagespolitik opfern muss und rituelle Abläufe, die die Beziehungen unter Staaten bestimmten, obsolet geworden sind.

Hier sind zwei Titel anzuzeigen, die einander inhaltlich nahestehen, da sie vom östlichen Mittelmeerraum ausgehen, hinter dem immer das byzantinische Reich steht, auch wenn es selbst nicht mehr existiert.

Der erste Titel mit 14 Beiträgen setzt im 11. Jahrhundert ein und reicht bis in das 16. Jahrhundert. Die Publikation geht zurück auf ein Kolloquium, das 2015 in Lüttich stattfand, dessen Beiträge aber erst 2021 (das Jahr ist nirgends ausdrücklich genannt!) erschienen. Im Mittelpunkt steht das Mamlukische Reich, mit dessen Ende im 16. Jahrhundert der Band auch ausklingt. Er ist nach drei Schwerpunkten materiellen Charakters gegliedert, die der Herausgeber, der Lütticher Arabist Frédéric Bauden, in einer Einleitung (S. 1–27) begründet: »Gesandtschaften, Geschenke, Dokumente«. Der erste Abschnitt (»Gesandtschaften«) mit sechs Beiträgen ist sehr heterogen, und die Artikel erweisen sich als *membra disjecta*, als Beispiele für Möglichkeiten einer Gesandtschaft. Élisabeth Malamut (»Un siècle de voyages diplomatiques byzantins, 1261–1371«, S. 31–56) geht mit Nachdruck auf den geografischen Rahmen der Gesandtschaften ein, die Wege zur See und zu Lande (leider ohne Karten). Die Bedeutung des Balkanraums für die byzantinische Diplomatie wird auf der Basis des »presbeutikos« (Gesandtschaftsbericht) des Theodoros Metochites besonders hervorgehoben. Für die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

meisten Benutzer des Bandes bedeutet der Beitrag von Motia Zouihal zu den diplomatischen Missionen der Soufis im 12. und 13. Jahrhundert Neuland (S. 57–80). Er schöpft in erster Linie aus (gedruckten) Originalquellen zu religiösen Gesandtschaften in innerarabischen Territorien, deren Ziel auf dem humanitären Sektor lag (Almosenspenden, Befreiung von Gefangenen). Über einen interessanten Einzelfall berichtet Alessandro Rizzo (»Diplomatique sur le terrain: la première mission diplomatique florentine en territoire mamelouk«, S. 81–100). Es geht um eine Gesandtschaft im Jahre 1422, zu deren Vorbereitung keine diplomatischen und praktischen Erfahrungen vorlagen. Der Verfasser schildert, überwiegend auf der Basis unedierter (florentinischer) Archivquellen, auf welche Weise die Signoria Informationen zu den Mamluken sammelte, mit deren Hilfe sie die Mission erfolgreich durchführte. Auch der folgende Beitrag (S. 101–114) von Cécile Khalifa behandelt einen diplomatischen Einzelfall, die Ermordung eines mamlukischen Botschafters in Chirokitia im Verlauf der Eroberung Zyperns 1426 und die politischen und militärischen Konsequenzen. Demselben Zeitraum, aber einem anderen geografischen Bereich, wendet sich Malika Dekkiche in ihrer Untersuchung zu den diplomatischen Beziehungen zwischen den Mamluken und den Timuriden zu (S. 115–142). Hier stehen Riten und Zeremonien im Mittelpunkt, zu denen umfangreiches Quellenmaterial zur Verfügung steht, das es erlaubt, von einer gegenseitigen Kodifizierung diplomatischer Normen zu sprechen. Im Zusammenhang mit der bekannten kastilischen Gesandtschaft des Ruy Gonzales de Clavijo hat Marisa Bueno (S. 143–173) besonders die Rhetorik der (diplomatischen) Briefe untersucht, die trotz eines leichten Tons der Unterwerfung die deutliche Überlegenheit des mongolischen Staates erkennen lassen.

Der zweite Abschnitt des Bandes befasst sich mit der materiellen Kultur der Geschenke, die zwar in letzter Zeit stärker in den Blickwinkel der Forschung treten, aber immer noch, wie gerade diese Publikation zeigt, ein Feld reicher, neuer Informationen darstellen, besonders wenn Quellen in arabischer Sprache herangezogen werden. Thierry Buquet untersucht (S. 177–202) in einem allgemein gehaltenen Überblick den Import exotischer Tiere in christliche Länder und Fragen des damit verbundenen Transports (Giraffen, Elefanten, Zebras, Affen), verdeutlicht mittels einer sehr übersichtlichen Karte. Die mamlukisch – italienischen Beziehungen (Venedig, Florenz, Genua) im Zeitraum 1421–1512 sind Gegenstand einer minutiösen und umfangreichen Untersuchung von Beatrice Satelli (S. 203–272), die überwiegend unedierte italienische Archivquellen sowie übersetzte arabische Texte auswertet. In einem Glossar und zehn Anhängen macht sie die Ergebnisse übersichtlich zugänglich, betont aber auch, dass die Mehrzahl der Quellen für diese Fragestellung noch unbearbeitet in den Archiven liegt. Den speziellen Fall eines mamlukisch-venezianischen Austauschs von Geschenken im Jahr 1489/1490 wertet Jesse J. Hysell aus (S. 273–287). Kolophone in armenischen Handschriften des 12.–15. Jahrhunderts, die in diesem Kulturraum wesentlich ausführlicher gehalten sind als etwa in Byzanz und oft richtiggehende Kurzberichte darstellen, untersucht



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Isabelle Augé in ausgewählten Beispielen, um die Bedeutung des Buches im Rahmen der Gesandtschaft herauszustellen (S. 288–303). Diese Thematik führt Émilie Maraszak weiter im Hinblick auf die Rolle illuminierter Handschriften im diplomatisch-kulturellen Austausch zwischen den Kreuzfahrerstaaten, Byzanz, dem Okzident und der islamischen Welt (S. 304–326). Der Titel ist allerdings zu weit gegriffen und entspricht nicht dem tatsächlichen Inhalt, der sich auf wenige ohnehin bekannte Beispiele beschränkt. Die Bedeutung der Auftraggeber ist recht unübersichtlich dargestellt. Zur wichtigen griechisch-lateinischen Inschrift in der Geburtskirche in Bethlehem, die aus wenig einsichtigen Gründen in Anm. 9 ausführlich behandelt wird, siehe jetzt Erich Lamberz, Die zweisprachige Inschrift im Bema und die Konzilsinschriften im Mittelschiff, in: Bianca und Gustav Kühnel, Die Geburtskirche in Bethlehem. Die kreuzfahrerzeitliche Auskleidung einer frühchristlichen Basilika, Regensburg 2019, S. 159–180, bes. S. 164.

Der dritte Abschnitt ist ganz der arabischen Quellenkunde und der Interpretation von Quellen zur Diplomatie gewidmet. Frédéric Bauden (S. 329–405) geht hier exemplarisch auf mamlukische Geschenklisten im Archiv der Krone von Aragon (Barcelona) an König Jakob II. im Zeitraum 1293–1310 ein und analysiert sie paläografisch und philologisch. Die Originaltexte werden (mit Illustrationen) ediert, übersetzt und Wort für Wort kommentiert. So entsteht ein Musterbeispiel für den Umgang mit diesen Texten, das auch auf andere Kulturbereiche anwendbar ist und größtmögliche Kontrolle erlaubt. In ähnlich analytischer Weise behandelt Daniel Potthast (S. 406–446) mamlukische diplomatische Briefe in westlichen Archiven (Barcelona, Pisa, Florenz, Venedig, Dubrovnik). Sie zeigen die lange und ausgeprägte Tradition mamlukischen Briefverkehrs. Eine kritische Untersuchung dieses Beitrags muss dem Spezialisten vorbehalten bleiben.

Den Abschluss dieses Abschnitts, der gleichermaßen Diplomatie wie Diplomatie beleuchtet, stellt die Analyse eines Handels- und Friedensvertrages, erstmals von Michele Amari ediert, aus dem Jahr 1397 mit der Republik Pisa aus der Feder von Mohamed Querfelli dar (S. 447–463).

Jeder Beitrag enthält separat ein Verzeichnis der zitierten Quellen und eine Bibliografie der in den Fußnoten zitierten Titel, die Weiterarbeit und Vertiefung erlauben. Ein Index der Personen- und Ortsnamen schließt den Band ab.

Der gesamte Band umfasst ein reiches Panorama von Beispielen des diplomatischen Verkehrs arabischer Länder, vor allem im 14. und 15. Jahrhundert mit europäischen Staaten der westlichen Mittelmeerwelt, während Byzanz, wo fast alle originalen Dokumente dieser Art verloren sind, etwas zurücksteht. Dieses Faktum hätte in den Schlussbemerkungen von Nicolas Drocourt (der vieles zu den diplomatischen Beziehungen zwischen dem Orient und Byzanz geleistet hat) und Stéphane Péquignot (S. 467–481) deutlicher hervorgehoben werden sollen. Auch wenn



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

hier kein Handbuch vorliegt und manche Beiträge, vor allem im ersten Abschnitt, zueinander kaum in Bezug stehen, ist hier eine Publikation zustande gekommen, die bisher überwiegend Unbekanntes zutage förderte und auch dem Nichtspezialisten ungeahnte und gänzlich neue Aspekte eröffnet.

Der zweite hier vorzustellende Band befasst sich mit Vorgängen allein zur byzantinischen Diplomatie aus allen Jahrhunderten und geht zurück auf eine *table ronde* im Rahmen des Internationalen Byzantinistenkongresses in Belgrad 2016.

Der Band ist in vier Teile gegliedert («Une diplomatie en transition, Ve–VIe siècle», «Rechercher et identifier les acteurs de la diplomatie médio-byzantine», «Le poids de l'Occident dans la diplomatie byzantine aux XIIIe–XVe siècles», «Permanences et mutations: Le temps long de la diplomatie») und umfasst zwölf Beiträge. Die ersten drei Teile entsprechen Perioden der byzantinischen Geschichte und bringen isolierte Fallbeispiele, deren Titel wir hier kürzen oder paraphrasieren. Andrey Becker («From Hegemony to Negotiation», S. 21–39) behandelt die Verhandlungen mit den Völkern des Ostens (Perser und Hunnen im 5. Jh.), Ekaterina Nechaeva («Collusion on the Eastern Front», S. 40–57) behandelt zwei im Grunde wenig charakteristische Einzelbeispiele von zwei römischen Offizieren, die in ihren Verhandlungen mit den Persern kollaborierten.

Der zweite Teil umfasst das 9.–12. Jahrhundert und beginnt mit der rätselhaften Gesandtschaft des Photios, bei der Jakub Sypiański («Photius entre l'Assyrie et al-Andalus», S. 61–112) für Verhandlungen in Cordoba plädiert. Dem Autor blieb unbekannt, dass diese Gesandtschaft heute überwiegend als Fiktion betrachtet wird (Franz Dölger, *Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches von 565 bis 1453*, Teil 1, München 2009, Regest Nr. 451 – dem Autor unbekannt). Jean-Pierre Arrignon («Le traité byzantino-russe de 944, acte fondateur de l'état de la Kievskaja Rus?», S. 113–128) behandelt ein (heute) hochaktuelles Thema, doch kann von einer Staatsgründung 944 nicht die Rede sein, denn sie fand doch eher mit der Hinwendung zur Orthodoxie 988/989 statt. Élisabeth Malamut übersetzt und analysiert die Formeln der diplomatischen Korrespondenz mit den Bulgaren im Zeremonienbuch des Konstantin Porphyrogennetos (S. 129–155).

Im dritten, spätbyzantinischen Teil behandelt Brendan Oswald den Vertrag von 1279 zwischen Karl von Anjou und Nikephoros I. von Epiros (S. 159–174). Der Autor hat leider die 2015 erschienene Arbeit von Rudolf Stefec zu den Regesten der Herrscher von Epiros (erschienen in: *Römische Historische Mitteilungen* 57 [2015], S. 15–120) nicht gekannt. Der folgende umfangreichste Beitrag (S. 175–272) von Christian Gastgeber («Changes in Documents of the Byzantine Chancery in Context with the West») ist ein grundlegender und kenntnisreich ausgearbeiteter Beitrag zur Diplomatie, der sich überwiegend anhand übersichtlicher Tabellen mit Sprache, Material der Dokumente und Übersetzern der Schriftstücke zwischen Byzanz und westlichen Herrschern

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94515](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94515)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

auseinandersetzt. Michael Bourbeau (S. 273–284) behandelt die Frage, inwieweit die Reise Kaiser Manuels II. in den Westen ein Erfolg war oder in ihren Zielen gescheitert ist. Er hebt zurecht hervor, dass die Reise die Möglichkeit zu persönlichen Kontakten erweitert hat und sieht darin eine neue diplomatische Politik. Er weist aber nicht darauf hin, dass sie schon sein Vater Johannes V. eingeleitet hat (Ungarn, Rom, Venedig) und sein Sohn Johannes VIII. sie fortsetzte (1424, 1437–1440). Eigentlich ist die Frage des Autors aber überhaupt gegenstandslos, weil die Reise nach der osmanischen Niederlage abgebrochen wurde und von Erfolg oder Misserfolg nicht mehr die Rede sein konnte.

Erst im vierten Teil folgen jene Überblicke, die über die speziellen Informationen der ersten drei Teile hinausführen. Jonathan Shepard untersucht für den gesamten Zeitraum (5.–15.Jh.) die Militärdiplomatie zur Anwerbung von Truppen (S. 287–315). Nebojša Porčić geht auf Konstanten und Wandel in der serbischen Diplomatie ein (S. 316–332). Leider gibt es keinen parallelen Beitrag zur bulgarischen Diplomatie, die sich vom 7. bis zum 14. Jahrhundert erstreckt. Einem modernen Aspekt, der Rolle der Frau in der byzantinischen Politik, wendet sich Nike Kontrakou zu (»Women as Diplomatic Actors«, S. 333–378) (11.–15. Jh.). In diesem Zusammenhang kann die Heiratspolitik nicht fehlen, der Élisabeth Malamut vom 8. bis zum 15. Jahrhundert in ausführlicher Weise nachgeht (S. 379–454).

Jedem Beitrag sind separat ein Verzeichnis der Quellen und der zitierten Bibliografie beigegeben.

Der Gesamteindruck des Bandes bleibt zwiespältig. Es wäre nötig, einmal etwas zum Begriff »byzantinische Diplomatie« zu sagen. Die ersten drei Teile bestehen aus Fallbeispielen, mit denen nur der intime Kenner einer Periode etwas anfangen kann. Sie sind ein typisches Ergebnis der immer mehr um sich greifenden Seuche der »Tableronditis«, die sich durch Zufälligkeit der Beispiele und Zusammenhanglosigkeit auszeichnet, auch wenn der einzelne Beitrag in sich geschlossen ist. Positiv hervorzuheben sind die reichen bibliografischen Angaben, die eigene Weiterarbeit erleichtern. Das Dictum von Dimitri Obolensky aus dem Jahr 1961 »la diplomatie byzantine attend encore son historien« bleibt weiterhin gültig, und Kolloquiumsbände können allenfalls Gedanken und Anregungen vermitteln, da es eines stringenten Konzeptes bedarf, nicht hübscher Mosaiksteinchen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94515](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94515)

Seite | page 5



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Pierre Bauduin, Simon Lebouteiller, Luc Bourgeois (dir.), Les transferts culturels dans les mondes normands médiévaux (VIII^e–XII^e siècle). Objets, acteurs et passeurs, Turnhout (Brepols) 2021, 350 p., 7 col., 67 b/w fig. (Cultural Encounters in Late Antiquity and the Middle Ages, 36), ISBN 978-2-503-59366-1, EUR 90,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Fabien Paquet, Caen

Issu d'un colloque international tenu à Caen en 2017, le volume s'inscrit dans le prolongement direct de travaux menés au Centre Michel de Boüard (CRAHAM, UMR 6273) depuis le début des années 2010, en particulier sous l'impulsion de l'un des co-directeurs de l'ouvrage, Pierre Bauduin. La question des transferts culturels à l'œuvre dans les mondes normands médiévaux a en effet donné lieu à une série de rencontres et de publications, portées par des échanges entre chercheurs français, anglais, italiens et russes. Le colloque dont sont issus ces actes a marqué une étape forte dans ces études. Les mondes normands sont ici entendus dans un sens large dont les directeurs assument l'ambiguïté, c'est-à-dire regroupant à la fois les espaces occupés ou colonisés par des Scandinaves entre le VIII^e et le XI^e siècle et ceux passés sous domination normande aux XI^e–XII^e siècles. Autrement dit, les communications, qui couvrent un épais Moyen Âge central, nous emmènent de la Rous' de Kiev à l'Atlantique du Nord et à l'Italie du Sud, en passant par le duché de Normandie. L'ouvrage est divisé en trois parties intitulées «Des objets porteurs d'un transfert» (4 articles), «Traduire, transmettre, adapter» (4 articles) et «Acteurs et passeurs: groupes, rôles, identités» (5 articles). Plutôt que de reprendre l'ordre de l'ouvrage, ce compte rendu proposera de tirer quelques lignes de force – qui ne sauraient prétendre à l'exhaustivité devant la richesse de l'ouvrage.

Dans son introduction, largement épistémologique, Pierre Bauduin replace le cas des mondes normands dans les études plus larges sur les transferts culturels, dont il rappelle que l'objectif est de «mettre en évidence les dynamiques des échanges interculturels, en mettant l'accent sur les processus qui font évoluer les cultures» (p. 15). Cela suppose d'étudier notamment les lieux, les acteurs et les objets de ces échanges. Dans la lignée par exemple de Michel Espagne («[Les transferts culturels franco-allemands](#)», 1999) ou de Peter Burke («[Cultural Hybridity](#)», 2009), le concept est ici employé dans toute sa souplesse et permet d'étudier des phénomènes hétérogènes, aux échelles et aux temporalités variées. En insistant sur les contextes d'accueil et de départ, il s'agit aussi de penser, d'emblée, chaque culture comme un monde qui respire et ne cesse de se remodeler, comme une «construction dynamique» (p. 24). Une autre force de l'ouvrage est sa pluridisciplinarité, dont témoignent d'ailleurs d'emblée



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

les spécialités des trois directeurs (l'histoire, l'archéologie et les langues et civilisations nordiques). La volonté d'intégrer largement la culture matérielle dans la réflexion du colloque doit être saluée: outre qu'elle permet d'ouvrir une historiographie parfois très centrée sur les échanges intellectuels (idées, manuscrits, influences artistiques, langue, droit, religion ...) – qui ne sont pas pour autant négligés – elle permet de renouveler certaines problématiques. Les artisans sont ainsi un des acteurs dont le rôle est mis en valeur à plusieurs reprises, comme il a pu d'ailleurs l'être dans d'autres contextes: les mondes grecs (par ex. travaux de Bernard Legras), l'Amérique du XVI^e siècle (par ex. travaux de Serge Gruzinski) ou encore la Méditerranée orientale médiévale (cf. par exemple le colloque »[Acteurs des transferts culturels en Méditerranée médiévale](#)« paru en 2012). Le nombre et la richesse des illustrations montrent également toute l'attention accordée à cette culture matérielle, qui va d'artefacts bien connus, comme la broderie de Bayeux, à des objets bien plus modestes. L'étude des objets métalliques produits en Angleterre et dans l'Europe du Nord aux VIII^e–XI^e siècles, menée par Patrick Ottaway, s'inscrit pleinement dans cette ambition.

Du côté de la Scandinavie, il est clair que les processus de christianisation sont un des facteurs les plus importants de transferts culturels. Anne Pedersen analyse les ornements personnels des IX^e–XII^e siècles retrouvés au Danemark (broches et pendentifs surtout). Ce corpus, rarement exploité en série jusqu'ici, révèle notamment des contacts précoces entre les populations danoises et les milieux chrétiens. Du côté de ces objets du quotidien, la croix et l'image du Christ semblent être les motifs adoptés le plus tôt, devant l'Agnus Dei, tous repris et réadaptés sur un nombre important d'artefacts. Ces choix étaient-ils l'affichage d'une conversion personnelle ou bien l'effet d'un changement de mode? Le débat demeure ouvert, mais, dans tous les cas, ils montrent que la symbolique chrétienne s'est répandue dans toutes les couches de la société, peut-être dès la fin du X^e siècle. Simon Lebouteiller examine les transformations qu'a subies le serment de l'époque païenne avec la christianisation: si certains éléments sont totalement abandonnés (le serment prêté sur les épées), d'autres se maintiennent (les formules de serment), et la majorité est adaptée et transformée (le serment prêté sur les portes des églises serait ainsi une adaptation de celui porté sur les anneaux des portes des temples auparavant). Plus globalement, c'est aussi le rôle croissant de l'Église, appuyée par les pouvoirs temporels, que l'auteur met en avant. Un autre changement important naît des contacts avec l'Europe chrétienne, bien qu'il ne soit pas cette fois de nature religieuse: la diffusion au Danemark des modèles monétaires de l'Europe chrétienne. Jens Christian Moesgaard rappelle qu'au IX^e siècle, la monnaie était quasiment inconnue des Danois et qu'au XI^e siècle, le pays était doté d'un système monétaire organisé et totalement entré dans les mœurs. Le transfert étudié est ici double: à la fois dans l'objet-monnaie (sa fabrication, qui est le fait d'une instance politique privée ou publique) et dans son utilisation (par un groupe nécessairement beaucoup plus large). L'évolution n'est pas

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94502](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94502)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

linéaire – se côtoient longtemps des utilisations »classiques« qui reprennent des pratiques occidentales et d'autres où la monnaie vaut pour son poids ou sa symbolique – mais l'objet-monnaie, qui est d'abord une curiosité exotique, s'impose définitivement malgré quelques résistances, par exemple au tournant du XI^e et XII^e siècle, quand le roi impose son monopole monétaire. Toujours dans les mondes nordiques, Alban Gautier se penche sur les *interpretationes* des noms de divinités, et notamment sur la figure d'Odin. Il montre qu'il ne saurait y avoir de stricte équivalence entre les panthéons et qu'il s'agit bien de transferts: ce sont largement des constructions savantes des VII^e–VIII^e siècles et, surtout, il n'y a jamais de »traductions« exactes (Odin n'est pas véritablement le Mercure romain).

Deux articles portent sur la diaspora viking vers l'Est. Le texte d'Aleksandr Musin est, à cet égard, d'abord un garde-fou méthodologique: il nous rappelle à quel point l'historiographie de cette question est minée dans le contexte de l'Europe de l'Est et de l'ex-URSS. Autre rappel méthodologique: il faut tenter de distinguer, selon lui, les transferts qui n'ont pas de conséquence réelle dans les cultures locales (donc prendre en garde à la surinterprétation de certains objets) et ceux qui s'y enracinent profondément. Il souligne également que leur culture hybride a fait des Rous un excellent intermédiaire pour les mondes normands. Leszek Gardela montre que les Scandinaves installés en Poméranie associent assez rapidement des éléments de leurs mondes d'origine à d'autres venus de l'aire slave (ceci est notamment mis en valeur par l'archéologie funéraire). Ces hybridations peuvent être le résultat de plusieurs intentions initiales: le commerce (dont celui des esclaves), l'établissement de contacts politiques ou d'alliances militaires, la colonisation, etc.

Le duché de Normandie donne lieu à deux articles. Jacques Le Maho étudie une dalle funéraire probablement destinée au prince Robert, fils du duc de Normandie Richard I^{er}, mort juste après son baptême et inhumé à Fécamp au X^e siècle. Par une nouvelle analyse de l'inscription et du décor de la dalle, connus grâce à un dessin du XVIII^e siècle, l'auteur estime que celle-ci a été produite dans la région de Narbonne, d'où est originaire un des clercs de la chapelle ducale de Fécamp à la même époque, montrant que la reconstruction des églises normandes du X^e siècle se fit aussi grâce à des apports extérieurs. Cela croise le texte d'Anastasia Chevalier-Shmauhanets qui montre que les choix architecturaux opérés dans les églises du diocèse de Rouen sont largement le fait de certains clercs importants (évêques, abbés) et de l'entourage de la famille ducale, qui contribuent à acclimater en Normandie des influences extérieures au duché.

Mais ce sont surtout ceux qui quittent le duché qui ont attiré l'attention des participants au colloque. Au fil de leurs conquêtes et de leur diaspora, les Normands sont évidemment des acteurs des transferts culturels. Alexandra Lester-Makin propose d'analyser la tapisserie de Bayeux sous cet angle, en faisant notamment la synthèse de quelques interprétations récentes. De fait, cet



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

objet extraordinaire ne peut qu'être au croisement de plusieurs influences. Cela afin, peut-être, de proposer plusieurs lectures: les Anglo-Saxons, en particulier, seraient bien plus friands des registres supérieurs et inférieurs que de l'histoire de la succession d'Édouard le Confesseur. Ces marges seraient peut-être le lieu d'un discours anti-Normand, ou du moins anti-élites, repris de manuscrits enluminés. Objet de transferts culturels à n'en pas douter, la tapisserie demeure surtout un objet de débats, auquel cet article apporte sa pierre, notamment en interrogeant la perception que pouvaient avoir les spectateurs. Laura Vangone nous plonge dans l'autre grande zone d'installation des Normands: l'Italie du Sud. Première étape d'une réflexion plus globale sur l'attitude des Normands envers les cultes de saints locaux, son article examine les cultes de saint Ouen, saint Taurin et sainte Austreberthe. Elle met en avant le rôle clé du monastère du Mont-Cassin, »intermédiaire géographique et idéologique entre la papauté réformatrice et les Normands« (p. 175). Les modèles littéraires anglo-normands se diffusent également en Italie, nous dit Rosanna Alaggio, qui souligne le rôle des clercs commanditaires, et en particulier des évêques normands établis dans les Pouilles. Ceux-ci ont peut-être cherché à proposer à la noblesse locale des modèles de comportement nouveaux (Roland, Olivier), certainement poussés par les souverains siciliens. En Italie du Sud, toujours, la sculpture religieuse reflète également l'hybridité entre modèles apuliens et (anglo-)normands, mais venus des mondes byzantin ou arabo-musulman, ainsi que le démontre Luisa Derosa.

Au total, si l'on pouvait pressentir l'existence d'une partie au moins des transferts et hybridités culturels étudiés dans l'ouvrage, la force de celui-ci réside, d'une part, dans l'explicitation et le croisement des méthodologies, qui ne manqueront pas d'inspirer d'autres travaux, et, d'autre part, dans la mise en série et la comparaison, qui permettent de faire émerger quelques lignes de force, comme le rôle clé de certains acteurs (les élites, l'Église, les femmes). La question du point de vue est, enfin, centrale: d'où regarde-t-on, d'où analyse-t-on les transferts? Les rappels historiographiques d'Aleksandr Musin peuvent, à cet égard, s'appliquer à bien d'autres contextes, tout comme ce rappel opportun (p. 242): si les Normands de Normandie et les Rous d'Europe orientale se distinguent respectivement des Francs et des Slaves, ils se différencient bien davantage des Scandinaves par leur culture matérielle.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Heiko Behrmann, Instrument des Vertrauens in einer unvollkommenen Gesellschaft. Der Eid im politischen Handeln, religiösen Denken und geschichtlichen Selbstverständnis der späten Karolingerzeit, Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2022, 480 S. (Relectio. Karolingische Perspektiven, 4), ISBN 978-3-7995-2805-4, EUR 55,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Karl Ubl, Köln

Dass ein Buch zum Eid in der späten Karolingerzeit ein lohnenswertes Unterfangen ist, leuchtet angesichts der Prominenz der »Straßburger Eide« unmittelbar ein. Die Eide, die sich die beiden Könige Ludwig und Karl am 14. Februar 842 gegenseitig und gegenüber den jeweiligen Anhängern leisteten, zählen angesichts der volkssprachigen Überlieferung in den »Historien« Nithards zu den bekanntesten Quellen der Karolingerzeit. Doch für den Verfasser ist der Eid nicht nur »ein zentraler Nerv«, sondern auch die »Achillesferse der karolingischen Gesellschaft«, weil er zwar das »wichtigste Instrument der Gewährleistung von Vertrauen« war, aber zugleich häufig den politischen Interessen untergeordnet und deshalb außer Kraft gesetzt wurde. Für die späte Karolingerzeit spricht der Verfasser sogar von »wiederholten Vertrauenskrisen«, weil sich während der Rebellionen gegen Ludwig den Frommen sowie in den Zeiten des Bröderkriegs nach 840 niemand mehr an Treueide gebunden gefühlt habe. Dies wurde von den in Meaux/Paris 845/846 versammelten Bischöfen deutlich angesprochen, als sie beklagten, »wie abscheulich und bei Gott hassenswert das vielfache Durcheinander der Eide und Meineide ist, durch das bekanntlich viele Seelen der Gläubigen in diesem ganzen Reich zugrunde gerichtet wurden«.

Wie reagierte nun die karolingische Gesellschaft auf diese existenzielle Vertrauenskrise? Bei der Beantwortung der Frage entscheidet sich der Verfasser dazu, den Eid nicht wie bislang üblich unter rechtsgeschichtlicher Perspektive zu erforschen, sondern die zeitgenössische Wahrnehmung des Eides in das Zentrum seiner Untersuchung zu stellen. Dies führt in der Anlage des Buches zu einer nach Quellengattungen organisierten Gliederung in Kapitel 3, dem Herzstück der Arbeit (S. 29–354): Am Anfang stehen die wichtigen historiografischen Quellen von Thegans »Gesta Hludowici« bis zur »Weltchronik« des Regino von Prüm, dann folgt ein kurzer Blick in die hagiografische Literatur, bevor ausführlich die Auslegungen des Schwurverbots in den Kommentaren zum Matthäusevangelium thematisiert werden. Ein weiteres Unterkapitel ist den Traktaten Erzbischof Agobards von Lyon, dem Handbuch der Dhuoda und dem *periurium*-Dossier des Erzbischofs Hinkmar von Reims gewidmet. Erst im letzten Teil dieses Kapitels wendet sich der Verfasser den Rechtsquellen zu, wobei Kirchenrechtssammlungen, Konzilsbeschlüsse,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Bischofskapitularen, Bußbücher, das Sendhandbuch Reginos von Prüm, die Kapitularien und Treueidformulare diskutiert werden. Das vierte Kapitel (S. 355–425) bietet dagegen eine an der Chronologie orientierte Darstellung und erzählt die Geschichte der politischen Nutzung des Eides von den Rebellionen der 830er-Jahre bis zur Synode von Hohenaltheim (916).

Diese Gliederung hat Vor- und Nachteile. Neben einer gewissen Weitschweifigkeit und Redundanz mag als Schwierigkeit angesehen werden, dass einige Autoren wie Hinkmar von Reims in fast allen Kapiteln begegnen und dass seine Position zum Eid aus unterschiedlichen Stellungnahmen kombiniert werden muss. Dies fällt aber weniger ins Gewicht als der Vorteil, dass sich dadurch jeweils ein eigener Diskurszusammenhang abzeichnet. Besonders geglückt ist dies bei der Untersuchung der Matthäuskommentare der späten Karolingerzeit, die der Verfasser mit großer Kenntnis an die Standpunkte der Kirchenväter Hieronymus und Augustinus zurückbindet. Die Autoren der Karolingerzeit (Hrabanus Maurus, Paschasius Radbertus u. a.) legitimieren den Eid trotz des im Matthäusevangelium überlieferten Schwurverbots, indem sie den Eid als notwendiges Übel akzeptieren und den Eidverzicht als Weg zur Vervollkommenheit anraten, ohne das Schwurverbot jedoch allein auf das Mönchtum zu beziehen. Der Verfasser zieht in diesem Kapitel auch den uneditierten Matthäuskommentar des Pseudo-Remigius von Auxerre heran, der aus einer St. Galler Handschrift zitiert wird (der auf S. 436 versprochene Anhang mit Transkription ist jedoch nicht vorhanden). Der gattungsgeleitete Zugriff überzeugt gleichfalls beim Kapitel über die Historiografie. Hier gelingt es dem Verfasser zu zeigen, wie der Eid »als narratives Mittel zur Charakterisierung der Protagonisten« genutzt wurde. Besonders ergiebig dafür sind die »Historien« Nithards, in denen Lothar als jemand charakterisiert wird, der ohne Gewissensbisse Eide bricht. Erst in der Beschreibung Karls des Kahlen in den »Fuldaer Annalen« wird jedoch aus einer solchen Stilisierung anhand des Eidbruchs eine Diffamierung als Tyrann und Unrechtsherrscher.

Der Verfasser legt bei seinen Quelleninterpretationen besonderes Augenmerk auf die unterschiedliche Begrifflichkeit (*iuramentum*, *sacramentum*, *professio*, *promissio*). Er stellt zur Diskussion, ob sich in der zunehmenden Bevorzugung von *sacramentum* das Bemühen um eine Sakramentalisierung des Eides widerspiegeln. Ein weiteres Argument dafür erkennt er in der Anordnung Karls des Kahlen aus dem Jahr 865, den Treueid nicht zu wiederholen, sondern nur diejenigen zu vereidigen, die ihn noch nicht geleistet hatten. Dies könnte darauf hindeuten, dass der Treueid als Sakrament wie die Taufe nicht wiederholt werden sollte. Als Reaktion darauf habe der Episkopat seit dem Konzil von Meaux/Paris versucht, einerseits selbst den Eid auf Reliquien zu vermeiden und andererseits die Zuständigkeit über die Beurteilung von Meineid zu erlangen. Besonders Hinkmar von Reims sei darum bemüht gewesen, den Eid der Laien von dem »Versprechen« der Bischöfe gegenüber dem König abzugrenzen. Welchen Stellenwert der Eid für den Erzbischof hatte, kann der Verfasser auch am *periurium*-Dossier

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94503](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94503)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zeigen, das in drei verschiedenen Dokumenten begegnet. Einen Vorschlag von Letha Böhringer aufgreifend, sieht er den Anlass für die Kompilation des Dossiers in der Invasion Ludwigs des Deutschen im Jahr 858, weil es Hinkmar darin vor allem um die Bewertung königlicher Eidbrüche gegangen sei.

Weitere Glanzpunkte des Buches sind die Ausführungen zu den neuen Eidformularen bei Regino von Prüm, zur Veränderung des Treueidformulars und zu den Hintergründen der Kanones zum Eidbruch im Konzil von Hohenaltheim. Der Verfasser bewegt sich immer auf der Höhe des Forschungsstands und zeigt seine Belesenheit weit über das engere Kernthema hinaus. Das Spektrum an herangezogenen Quellen ist beeindruckend, und man muss schon weit suchen, um nicht berücksichtigte Quellen zu finden (wie Jonas von Orléans, »De institutione laicali« II c. 25 und Pseudoisidor, Ps.-Cornelius, Jaffé³ † 226). Nicht jeder Leser mag vielleicht mit dem düsteren Bild der späten Karolingerzeit in jeder Hinsicht einverstanden sein: Urteile über eine »gespaltene Gesellschaft«, über »Auflösungserscheinungen« und über die Implosion der Gesellschaft fließen dem Verfasser mitunter allzu leicht in die Feder. Insgesamt erhält man aber eine profunde Studie über ein bislang vernachlässigtes Thema, das kaum eine Quelle unberücksichtigt lässt.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Daniel Berger, Sabine Panzram, Lorenzo Livorsi, Rocco Selvaggi (Hg.), Iberia Pontificia. Vol. VII: Hispania Romana et Visigothica, Göttingen (V&R) 2022, XX–114 S. (Regesta Pontificum Romanorum), ISBN 978-3-525-35229-8, EUR 60,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
David L. d'Avray, London

This volume belongs to a series which goes back to Paul Kehr, who initiated it over a century ago. The volume in question is a joint work by the scholars whose names are listed above. Like the series which it continues, it is a product of the spirit of teamwork which is one of the great strengths of German medieval scholarship, especially since the teamwork is funded on a scale unimaginable in the Anglophone academic world. The series in question is one of several dedicated to medieval papal history. Its volumes are recognizable by a Latin geographical name followed by »Pontificia« – »Italia Pontificia«, »Gallia Pontificia«, and as here »Iberia Pontificia«. Kehr's plan for this series was to organize it by recipients, which encouraged the exploration of individual archives containing papal documents. This certainly suited Kehr's own temperament: he is reputed to have said that he collected papal bulls as a stamp collector does stamps. He could work through episcopal archives and get his collaborators and successors to do the same. It was a way of coping with the unexpectedly enormous volume of documentation generated by the early medieval papacy. However, organization by episcopal (or other) recipient was inappropriate for the current volume, since it deals with a very early period of history for which archives as such did not survive. The »reception end« principle is retained in that its remit is confined to the Iberian Peninsula, but within that framework it is organized by date. The main calendar goes up to the 680s (688 is the latest date but it is a forgery), but there is a supplement in the form of an appendix, by Waldemar Könighaus, covering the period from 772–804. Why is this separated from the main calendar? Possibly because the Arab conquest of the peninsula in 711 was the start of a caesura in communication. It would be good to have had this clearly spelled out.

The calendar or register itself is in Latin, probably a good idea given the amateurish inadequacy of many contemporary Anglophone medieval historians when it comes to modern languages. (A calendar in English would have been worse: it would encourage the illusion that they do not need to learn them.) The brief introduction is in both Latin and German. It follows an interesting short piece in German and Spanish by Klaus Herbers, a Paul Kehr of our time, doyen of early medieval research on papal letters, setting the book in context of the Kehr tradition.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

The chronological structure also includes forgeries, inserted in the sequence according to the date alleged in the document rather than the date of actual composition, which we would not know precisely anyway. The combination of genuine and forged evidence gives the volume a heterogeneous character. Since the »Pseudo-Isidorian Decretals« come within the volume's remit, the number of forgeries is significant. The volume also includes communications between the papacy and the peninsula which do not survive verbatim. These are prefixed by an asterisk, and the source reference begins with »Laud.«, for »Laudat«. The references to communications that we no longer possess also include communications that never happened, the »Laud.« equivalent of forgeries. There might have been a case for segregating the genuine from the false in the volume, but the current arrangement might be a good basis for a study of the medieval image of Spain's early Christian history. The forgers of Pseudo-Isidore presented a picture of Spanish papal relations which was then spread far and wide, since the false decretals were much copied. The volume would make it easy to trace this history, by looking for the asterisks that mark forgeries, checking the source apparatus to see if »Ps.-Isidore« (probably a team) was behind a given forged letter. Again, no. †16 (p. 20–21), purportedly from the early 4th century, is interesting for the history of 9th-century knighthood. A reference work like this can serve multiple purposes.

From the genuine documents the editors pick out a few salient themes: Church discipline, heresy; ecclesiastical politics (relations with Carthage and Constantinople); location of metropolitan jurisdiction; amicable exchanges and the privilege of the pallium; and the falling off of correspondence even before the Arab conquest of Christian Spain. The volume illustrates the history of early medieval papal delegation, the intensive communication under Gregory I, and late 7th-century doubts about the competence of Roman theologians (though not about the dignity of the apostolic see).

Thus, an obvious way to use the volume is as a guide to Iberian papal relations. This theme is now well served by scholarship. Shortly before the volume under review was completed, Alberto Ferreiro brought out his interpretative study of the same topic and period, »Epistolae Plenae. The Correspondence of the Bishops of Hispania with the Bishops of Rome (Third through Seventh Centuries« (2020). The timing was fortunate: references to Ferreiro are included in »Iberia Pontificia, Vol. VII«.

The lists of sources at the end of each entry may need to be used with care. My eye was caught by no. 46 (p. 37), for which »Coll. Dionysiana« is listed as a source. I did not remember this from the original »Dionysiana« and indeed the latter is not listed as a source in the corresponding entry in »Jaffé 3«, »Regesta Pontificum Romanorum I« (2016), nos. 1139 and 1140 (p. 199). It is the same with no. 38 (p. 33–34). Again »Coll. Dionysiana« is given as a source but again it is not in the original »Dionysiana«: see »Jaffé 3«, »Regesta Pontificum Romanorum I« (2016), no. 919 (p. 164). There



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

may be other cases. If »Coll. Dionysiana« is meant to refer to any of the collections in the Dionysiana tradition this should have been spelled out – and with no. 46 (p. 37) the »Coll. Dionysio-Hadriana« is given as well, which suggests that »Dionysiana« alone refers only to the original version. Such mistakes inevitably creep into reference works, but users may need »Jaffé 3« at hand to check the sources.

They may also need »Jaffé 3« or a similar key to the code to find explanations of the symbols used. These symbols (not to mention »laud.«) are so familiar to the project workers that they do not think to say what they stand for. An obvious place would have been the list of abbreviations. If the editors think these abbreviations are general knowledge, they are certainly mistaken, and I'd recommend that further »[...] Pontificia« volumes rectify this. I doubt if these conventions are known to more than one in a thousand professional medievalists, incredible though that may seem to scholars immersed in the Kehr tradition. For an explanation of them see »Jaffé 3«, »Regesta Pontificum Romanorum I«, p. XI (as noted above, an asterisk beside an entry means that the letter is lost, a cross that it is spurious, and a question mark that its authenticity is in doubt). Did the editors think that every user of their book would have a copy of »Jaffé 3« at hand?

At the end of the volume there are indices of incipits, of places, of persons, and abbreviations (excluding symbols), and a concordance with »Jaffé 3« and the preceding version of »Jaffé«. For those who know how to use it, this will be a valuable work of reference, as well as an addition to a great tradition of German *Papsturkundenforschung*.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Anne Besson, William Blanc, Vincent Ferré
(dir.), Dictionnaire du Moyen Âge imaginaire.
Le médiévalisme, hier et aujourd'hui, Paris
(Vendémiaire) 2022, 464 p. (Collection Dictionnaires),
ISBN 978-2-36358-389-5, EUR 30,00.**

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94505](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94505)

Seite | page 1

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jean-Claude Schmitt, Paris

Cet ouvrage passionnant, aussi indispensable qu'excellent, fera date: le »médiévalisme«, tel qu'il est ici défini, est non seulement une question essentielle au métier et à la conscience des historiens, mais un élément important de notre culture contemporaine, une des façons que notre époque a de se référer au passé et mieux encore de le construire; il est la somme des usages – mémoriels, littéraires, médiatiques, ludiques, publicitaires, idéologiques, etc. – qui nous lient à cette période de l'histoire, qu'on nomme – depuis le XIV^e siècle, mais de manières changeantes – le »Moyen Âge«. Le mot-clef de cet ouvrage collectif est »médiévalisme«: c'est un mot relativement neuf, emprunté à l'anglais, qui se distingue et englobe à la fois d'autres termes plus communs: des substantifs tels que »médiévisme«, »médiévistique« (celui-ci emprunté pour sa part à l'allemand) ou des adjectifs comme »médiéval« et »moyenâgeux«. De ces termes, »médiévalisme« se distingue par sa neutralité: il n'implique aucun jugement de valeur (contrairement au péjoratif »moyenâgeux«). Mais il les englobe aussi, en prétendant recouvrir toutes les attitudes face au »Moyen Âge«, y compris celles des »médiévistes« de métier dans la mesure où elles interfèrent avec les attitudes communes de leurs contemporains, les influences étant réciproques, face à cette période de l'histoire¹.

L'attention au vocabulaire est un trait distinctif de cet ouvrage. Elle s'accorde avec le caractère international du projet, même si son point d'ancrage intellectuel est d'abord français, mais en bénéficiant d'une dizaine de collaborations venues de l'étranger (Brésil, États-Unis, Allemagne, Suisse, Belgique, Italie, Canada). Outre les entrées »médiévalisme« et »Moyen Âge«, »Alchimie et Astrologie« ou encore »Magie, magiciens et magiciennes« soulignent la difficulté de trouver des équivalents immédiats d'une langue à l'autre (par exemple la trilogie anglaise »magic«/»sorcery«/»witchcraft« s'adapte mal au

¹ Ces questions sont d'une grande actualité, comme le démontre la parution récente d'un autre ouvrage collectif, dont le titre traduit bien l'inquiétude que peuvent inspirer les usages du passé: Laurent Gervereau (dir.), Fake Moyen Âge! ou comment le Moyen Âge est imaginé à travers les films, la bande dessinée, les jeux vidéo, la pop culture ..., Argentat-sur-Dordogne 2022 (Terrist: ouvrir les yeux et la pensée). Plusieurs auteurs ont écrit dans les deux ouvrages.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

couple français »magie«/»sorcellerie«, sans parler de l'allemand »Zauberei«/»Hexerei«). Il est important de tenir compte de ces décalages linguistiques pour pouvoir dialoguer utilement.

L'ouvrage compte 124 articles dans l'ordre alphabétique (d'»Afrique« à »Western«), écrits par 72 contributeurs différents (41 femmes, 31 hommes). Il n'est pas superflu de souligner que la plupart des contributeurs sont de jeunes chercheurs en »médiévisique«, souvent maîtres de conférences dans les universités, spécialisés en histoire, histoire littéraire, histoire de l'art, histoire de la musique, archéologie, etc. Il ne semble pas, et cela est peut-être regrettable, que des romanciers, des cinéastes ou des auteurs de jeux vidéo passionnés par le Moyen Âge aient contribué à l'ouvrage. L'âge des auteurs a son importance: s'ils sont engagés dans leur recherche scientifique, ils sont également sensibles, comme toute leur génération, au développement des nouveaux médias, dont ils bénéficient dans leurs loisirs comme dans leur pratique professionnelle.

Certains auteurs sont responsables de plusieurs articles: à lui seul, l'un des trois maîtres d'ouvrage en a signé plus de vingt, ce qui contribue à donner à l'ensemble une tonalité commune: de fait, il y a un véritable accord sur le fond, à commencer par la définition du terme »médiévalisme«; j'ose dire que l'ouvrage (et ce n'est pas commun s'agissant d'un dictionnaire), défend une thèse ou du moins fait entendre un plaidoyer sans discordance notable. Les entrées sont très variées: certaines s'imposaient comme »Cathédrale«, »Château« ou »Chevaliers et chevalerie«, ou encore, dans un autre registre, »Cinéma«, »Fantasy«, »Fêtes médiévales«, »Jeux de rôle«; d'autres sont des noms de personnes: soit des personnages médiévaux, les uns fictifs, les autres à la fois réels et fictifs, un mélange qui signe le cœur même du problème: on a ainsi »Arthur«, »Charlemagne«, »Jeanne d'Arc«, »Richard Cœur de Lion«, »Tristan et Iseut«, »Merlin«, »Robin des Bois«; ou bien, ce sont des écrivains ou des artistes des XIX^e-XX^e siècles ayant joué un rôle majeur dans l'essor du médiévalisme: »Walter Scot«, »J. R. R. Tolkien«, »William Morris«, »Victor Hugo«, »Richard Wagner«, et *last but not least*, »Umberto Eco«. Ce dernier apparaît comme la référence canonique du genre aujourd'hui, mais plusieurs auteurs le critiquent néanmoins pour la manière trop rigide à leurs yeux dont il a marqué la frontière entre la démarche scientifique des historiens médiévistes et la liberté d'imaginer des auteurs de romans historiques ou de films (Éric Rohmer représentant l'extrême opposé, avec *Perceval le Gallois*, des intentions premières de Jean-Jacques Annaud pour la mise en scène du »Nom de la rose« tiré du roman historique d'Eco). Le souci de l'exactitude archéologique du romancier ou du cinéaste est-il justifié? N'est-il pas plus efficace pour lui de reconstituer une ambiance et, comme l'écrit Gil Bartholeyns dans »Passé«, le »potentiel dramatique d'une situation d'époque«?

Certaines entrées sont moins attendues que d'autres, mais elles augmentent d'autant mieux l'intérêt et la valeur du livre: les noms de pays (ou plus largement de continent comme

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94505](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94505)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

»Afrique«) témoignent du souci de prendre en compte la diversité géographique des usages du Moyen Âge (»Grande-Bretagne«, »Allemagne«, »Italie«, »États-Unis«, etc.), de souligner la contribution d'autres cultures à l'imaginaire »médiévaliste« occidental (ainsi pour le Japon des samouraïs), ou encore – et c'est le plus intéressant – d'observer des phénomènes de rejet au nom de traditions culturelles ou religieuses antagonistes de la tradition européenne (voir notamment les articles »Inde«, »Islam et monde islamique«, »Orientalisme«). Grâce aux médias modernes (voir »Cinéma«, »Bande dessinée«, etc.), le médiévalisme est devenu un phénomène planétaire, mais il n'est pas pour autant homogène ni universellement consensuel.

Un autre point très positif est, par-delà tous les objets, personnages, genres, thèmes qui fournissent le plus grand nombre des entrées, la place importante qui est dévolue aux notions et aux concepts; non seulement, je l'ai dit, le vocabulaire est scruté avec soin, mais les efforts de conceptualisation situent précisément le médiévalisme dans l'ensemble de nos pratiques et valeurs culturelles et sociales: le lecteur est ainsi invité à réfléchir à »Authenticité«, »Historiographie«, »Masculinité«, »Passé«, »Postapocalyptique«, »Progressisme«, »Reconstitution«, etc., soit autant d'articles pleins de nuances qui convainquent de la relativité des savoirs et de la légitimité des modes multiples et parfois contradictoires d'appropriation du passé (en l'occurrence du passé médiéval). Cette diversité est la preuve manifeste que l'histoire est un bien commun; non seulement ce bien n'appartient pas qu'aux historiens, mais ces derniers, loin d'être les seuls à contribuer à sa constitution, y puisent en retour, consciemment ou non, une partie de leur inspiration, lui empruntent certaines des questions qu'ils se posent et y découvrent des voies et des champs d'exploration inédits. Ainsi, la question centrale du partage entre les contraintes de l'historien et la liberté de l'artiste (romancier, poète, cinéaste, auteur de série ou de jeu vidéo, etc.), court tout au long du dictionnaire et reçoit, plus ou moins explicitement et par-delà l'homogénéité, sans uniformité, des points de vue, des réponses variables selon les sensibilités et les domaines d'intérêts. Il me semble même que ce sont les jeunes spécialistes de »littérature médiévale« qui se montrent les plus ouverts à une sorte de complicité et de convergence entre leur propre imaginaire et celui des textes médiévaux qu'ils fréquentent quotidiennement. Décidément, si le positivisme semble avoir parfois encore de beaux restes, un livre collectif, interdisciplinaire et plein de jeunesse comme celui-ci devrait suffire à les balayer définitivement.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94505](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94505)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Adrian J. Boas, *The Crusades Uncovered*, Leeds (Arc Humanities Press) 2022, 112 p., 12 fig. (Past Imperfect – ARC), ISBN 978-1-64189-478-4, EUR 14,82.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Michel Balard, Paris

Dans ce petit livre, le lecteur ne trouvera pas un nouvel exposé de l'histoire des croisades, mais plutôt une réflexion personnelle de l'auteur sur les perceptions de l'événement, les lieux et quelques personnalités qui se sont distinguées au cours des deux siècles d'existence des États latins d'Orient. Non sans humour, avec parfois des comparaisons osées, l'auteur navigue du passé au présent et du présent au passé, avec l'idée que l'histoire se répète et que les différences entre nos ancêtres et les hommes de notre temps sont bien minces.

Adrian Boas entremêle sa réflexion d'éléments biographiques, partant de son Australie natale pour arriver à son travail d'archéologue à Montfort, la grande forteresse de l'ordre Teutonique en Israël, au sein d'une nature préservée. S'appuyant sur les témoignages de Rorgo Fretellus et de Burchard du Mont Sion, il fait revivre l'inconfort du voyage maritime médiéval entre l'Italie et le Proche-Orient, décrit l'apparition d'animaux fantastiques dans les récits des croisés, avant de s'intéresser à la guerre entre chrétiens et musulmans. La comparaison entre les opérations navales des communes italiennes au XII^e siècle et la bataille de Midway entre Américains et Japonais au cours de la Seconde Guerre mondiale surprend quelque peu le lecteur qui retrouve ses habitudes lors du récit des échecs croisés: la croisade de 1101 ou la conquête avortée de Damas en 1148. La découverte d'un monde nouveau suscite l'étonnement des Occidentaux devant des plantes inconnues, des fruits exotiques ou les splendeurs de la mer Morte au coucher du soleil, que l'auteur ose rapprocher de la vision nocturne d'une raffinerie aujourd'hui.

Avec l'évocation des lieux, on retrouve un récit plus classique. La défaite des croisés à Hattin (1187) est expliquée par les erreurs stratégiques de Guy de Lusignan et de ses conseillers; elle laisse sur le champ une multitude de cadavres et est commémorée par un monument à Saladin, dont les ruines sont encore en place. Suivent de belles descriptions des majestueuses forteresses du Crac des Chevaliers et de Belvoir, dont la rude beauté n'est égayée que par de sobres décorations du hall et de la chapelle. L'auteur en vient ensuite à Jérusalem où la tour de David, improprement appelée ainsi par les Byzantins et les musulmans, est symbole d'autorité, comme le montrent les disputes entre Raymond de Toulouse et Godefroy de Bouillon, ou entre Baudouin III et sa mère, la reine Mélisende. Adrian Boas décrit l'éclectisme artistique du Saint-Sépulcre, reconstruit en 1149, où se croisent les influences romane, byzantine et musulmane. Il donne une explication convaincante du nom de la porte Dung Gate (Porte de la Fiente),



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

qui viendrait du voisinage de tanneries utilisant excréments et urine dans le traitement des peaux.

De Jérusalem on passe à Acre, la capitale du royaume franc au XIII^e siècle, dont le déclin est souligné grâce aux témoignages de Jacques de Vitry et de Burchard: les tensions entre les diverses communautés qui se partagent la ville, l'étroitesse du port, la pollution maritime contrastent avec la puissance du palais des Templiers, dernier réduit à résister aux mamluks en mai 1291. Hors de la zone côtière, les campagnes intérieures de la Syrie franque ne manquent pas d'intérêt: l'auteur évoque le mont Thabor, siège d'une abbaye bénédictine dès 1101, et surtout les »villages-rues«, tels Aqua-Bella ou el-Kurum, où des Francs s'installent, comme l'avait montré le regretté Ronnie Ellenblum.

La dernière partie du volume évoque quatre personnalités qui ont marqué l'histoire des États francs. Guy de Lusignan, roi faible et indécis, responsable du désastre de Hattin, mais réhabilité par l'organisation de la résistance à Acre, face aux troupes de Saladin, et par l'établissement d'une nouvelle dynastie à Chypre, est comparé, dans ce va-et-vient entre passé et présent auquel se complaît l'auteur, à Winston Churchill, responsable malheureux de la bataille des Dardanelles en 1917 mais héros de la résistance à Hitler. Puis, l'auteur évoque Marino Sanudo l'Ancien, auteur en 1321 d'un plan ambitieux d'une nouvelle croisade qu'il défend sans succès toute sa vie durant. Ensuite Germain, créateur vers 1185 d'un petit barrage près de Jérusalem, avec la préoccupation écologique de préservation des ressources hydriques. Enfin, Saladin, dont l'auteur, après quelques réflexions sur l'attitude des hommes politiques à travers les siècles, souligne les vertus morales et la profonde humanité, sauf envers son ennemi Renaud de Châtillon, décapité après la bataille de Hattin.

Dans cet ouvrage, qui se termine par une courte bibliographie thématique, Adrian Boas, excellent connaisseur de l'histoire des croisades, invite le lecteur à une réflexion sur ce temps de conflits souvent comparés, parfois avec audace, à des événements de notre époque. Bien écrit, émaillé d'incises personnelles, le livre d'Adrian Boas se lit d'une traite et ne s'oublie pas.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94506](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94506)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Nathalie Bonvalot, Romain Joulia (dir.), L'abbaye de Bellevaux. Neuvième centenaire (1119–2019). 1: Bellevaux. Fondation et rayonnement d'une abbaye cistercienne. Actes du colloque (Vesoul, 16 et 17 mai 2019). 2: Bellevaux. Le premier siècle (1119–1220), le premier censier (début XIV^e siècle), Besançon (Presses universitaires de Franche-Comté) 2022, 369 p. (Collection Annales littéraires, 1034), ISBN 978-2-84867-920-4, EUR 70,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Vincent Corriol, Le Mans

La célébration du neuvième centenaire de la fondation de l'abbaye de Morimond avait donné lieu à une belle publication¹; il n'était que justice qu'il en aille de même pour le neuvième centenaire de sa première fille, Bellevaux, fondée en 1119 dans le diocèse de Besançon. L'ouvrage dirigé par Nathalie Bonvalot et Romain Joulia s'inscrit dans cette filiation. Il se compose de deux volumes, un premier rassemblant les contributions des participants au colloque organisé pour célébrer l'évènement à Vesoul en 2019, un second présentant un corpus de sources médiévales éditées et traduites.

Le premier volume rassemble 15 contributions, réunissant archivistes, archéologues, historiens, historiens de l'art et étudiants de ces disciplines. Il est introduit par Gérard Moyse, ancien directeur des archives départementales de la Haute-Saône, qui souligne le contraste surprenant entre un fond d'archives exceptionnel et la pauvreté des vestiges physiques laissés par l'abbaye. Difficilement accessibles jusqu'à récemment, en raison de leur éclatement entre fonds publics et privés, ces fonds archivistiques ont fait l'objet d'une reconstitution patiente qui a permis de les réunir et les rendre accessible depuis 2008. L'auteur présente ensuite les différentes contributions, parmi lesquelles la période médiévale se taille la part d'honneur, puisque neuf s'y rapportent, une seule portant sur la période moderne, souvent délaissée dans les monographies monastiques, une seule aussi portant sur la période contemporaine. Les quatre derniers chapitres s'intéressent davantage aux infrastructures de l'abbaye et à son histoire matérielle (environnement, aménagements hydrauliques, architecture et décoration) dans une dimension diachronique où l'approche archéologique domine largement.

Les premières contributions s'inscrivent dans une approche historique traditionnelle des monographies monastiques: avec



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Benoît Rouzeau, Hubert Flammarion (dir.), *Morimond 1117–2017. Approches pluridisciplinaires d'un réseau monastique*, Nancy 2021 (Archéologies, espaces, patrimoines).

un large rappel historique, René Locatelli, ancien professeur d'histoire médiévale à l'université de Besançon, replace l'abbaye et sa fondation et, plus largement, l'expansion de l'ordre cistercien, au sein du mouvement de la réforme religieuse. Cette contextualisation politique, sociale et religieuse, centrée sur les XI^e–XII^e siècles, permet d'entrer ensuite dans le vif du sujet. Les débuts de l'abbaye sont étudiés par Nicole Brocard, au moyen d'une analyse statistique des 309 actes issus des deux cartulaires, et qui font l'objet d'une publication dans le second volume. Elle montre le succès rapide de la fondation, activement soutenue par les archevêques de Besançon et l'influente famille de la Roche. Anne Wagner souligne le rôle spécifique joué par la dévotion à Pierre de Tarentaise, en raison de la mort de l'illustre saint évêque survenue en ce lieu en 1174. Benoît Chauvin se penche sur les problématiques liées à la pratique de l'enterrement de laïcs au sein des abbayes cisterciennes à travers la querelle qui oppose l'abbaye cistercienne de la Charité, fille de Bellevaux, à sa maison-mère. Hubert Flammarion et Ernst Tremp s'intéressent pour leur part à l'inscription de Bellevaux dans les relations internes à l'ordre cistercien, s'interrogeant sur les motivations et les circonstances qui permettent à l'abbaye de Morimond d'essaimer en Lorraine et dans le comté de Bourgogne, d'une part, puis à Bellevaux d'établir des filiales dans le diocèse de Bâle (Lucelle) et de Lausanne (Montheron), d'autre part. Laurence Delobette souligne l'importance du rôle, souvent négligé, des femmes de la famille fondatrice, alors même qu'il s'agit d'un monastère masculin. En s'intéressant aux granges de l'abbaye, Nathalie Bonvalot met en évidence l'importance du temporel de Bellevaux, pendant que Patricia Guyard, reprenant le travail du regretté Denis Grisel, s'intéresse à la seigneurie de Bellevaux et aux relations que le monastère tisse avec les habitants et les communautés locales. Paul Delsalle attire l'attention sur le devenir de l'abbaye aux XVI^e et XVII^e siècles et sur le système des prébendes qui structure la répartition des pouvoirs et des revenus au sein du monastère. Vincent Bichet se livre à une analyse détaillée du site (environnement, topographie, hydrologie), qui sert de base aux importantes infrastructures hydrauliques du site, remarquablement préservées à Bellevaux, et étudiées en détail par Nathalie Bonvalot. Magali Orgeur attire notre attention sur l'importante collection de carreaux de pavement médiévaux retrouvés à l'occasion de fouilles en 1986–1987, provenant de l'église abbatiale, et aujourd'hui conservés au musée de Vesoul. Félix Ackerman présente une histoire architecturale de l'abbaye, réduite aux restes des bâtiments du XVIII^e siècle qui ont échappé aux destructions. Quelques vestiges épars du mobilier liturgique (stalles, tableaux, retables) peuplent encore les modestes églises paroissiales des environs. Pascal Brunet s'attache à mettre en lumière les décors et l'architecture raffinée du dernier bâtiment subsistant, la maison conventuelle construite en 1786–1788. Ce premier volume se clôt par l'édition des procès-verbaux de visite de 1616 et 1632, réalisée par Angélique Henriot-Boillot.

Le second volume est une édition de tous les documents concernant le premier siècle de l'abbaye (1119–1220), auxquels

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94507](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94507)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

a été ajouté l'édition du premier censier du début du XIV^e siècle. Ce long et patient travail d'édition et traduction a été réalisé par Gérard Moyse et René Locatelli. Le volume rassemble 309 actes de la pratique, provenant des fonds de Bellevaux (essentiellement les archives départementales de Haute-Saône, Doubs, Jura, Côte d'or), ainsi que quelques textes épars ajoutés en raison de leurs liens avec Bellevaux et ses abbés. L'introduction de ce second volume, brève, retrace l'histoire des fonds et inclut une présentation synthétique des deux cartulaires. Il comporte enfin un livret photographique reproduisant certains des documents et quelques tableaux généalogiques des grandes familles locales.

L'ouvrage est utile, à l'image du volume d'édition de sources qui mettra à portée du lecteur nombre de documents médiévaux. Ce second volume représente un travail considérable, dont les deux auteurs reconnaissent cependant les limites et l'aspect partiellement inabouti. On peut regretter par exemple l'absence d'index systématique, ni dans le premier ni dans le second volume, où l'on trouvera cependant un tableau d'identification des toponymes, toujours utile. Les aspects diplomatiques, en raison de l'ampleur de l'étude que cela aurait représenté, ont aussi été laissés de côté. On peut d'ailleurs s'interroger sur la finalité exacte de ce second volume. La numérisation complète des deux cartulaires et de leurs diverses copies permet d'avoir accès à l'essentiel de la documentation; et on peut se demander si une publication sous forme électronique n'aurait pas pu permettre un accès plus systématique aux originaux et faciliter les recherches par des systèmes d'indexation plus développés.

Le premier volume ne comporte pas de conclusion, mais une simple et courte postface de Romain Joulia. Il ne comporte pas non plus de bibliographie générale, seulement une bibliographie sélective des références relatives à Bellevaux. Si les contributions qui y sont rassemblées permettent de faire le point sur les grandes étapes de la vie de l'abbaye, on peut cependant regretter qu'elles témoignent, au moins pour certaines, d'un état de la recherche et de l'historiographie un peu daté, voire désuet. Elles permettent cependant de faire connaître un ensemble archivistique et patrimonial méconnu, et on peut espérer qu'il nourrira de nouveaux travaux qui viendront approfondir ces premières recherches.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94507](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94507)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Sulamith Brodbeck, Anne-Orange Poilpré, Ioanna Rapti (dir.), Histoires chrétiennes en images: espace, temps et structure de la narration. Byzance et Moyen Âge occidental, Paris (Éditions de la Sorbonne) 2022, 335 p. (Byzantina Sorbonensia, 33), ISBN 979-10-351-0805-2, EUR 35,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Angélique Ferrand, Poitiers

Les travaux réunis par Sulamith Brodbeck, Anne-Orange Poilpré et Ioanna Rapti dans ce volume publié dans la collection »Byzantina Sorbonensia« sont »le fruit d'une réflexion collective sur l'image chrétienne entre l'Antiquité tardive et la fin du Moyen Âge« centrée sur la question de la »narration en images« (p. 1). Non seulement l'approche est large d'un point de vue chronologique, ce qui permet de mettre en lumière des effets de continuité ou de rupture, mais elle prend en compte aussi bien le versant de l'Occident latin que celui du monde byzantin tout en étant interdisciplinaire, de l'histoire de l'art à la littérature en passant par l'exégèse et la théologie. L'ensemble est issu d'une série de rencontres qui ont eu lieu entre novembre 2017 et octobre 2018 et ont été l'occasion de réunir »trois générations de chercheurs formés selon des méthodes et des traditions diverses« (p. 1). En outre, le sujet abordé, celui de la narration en images, se rattache au programme »IMAGO-EIKON. Regards croisés sur l'image chrétienne médiévale entre Orient et Occident«, mené par S. Brodbeck et A.-O. Poilpré en collaboration avec l'Institut national d'histoire de l'art au sein d'un programme porté par Isabelle Marchesin. D'ailleurs, ce volume vient à la suite d'un premier, publié en 2019, intitulé »Visibilité et présence de l'image dans l'espace ecclésial. Byzance et Moyen Âge occidental« et édité par S. Brodbeck et A.-O. Poilpré.

Divisé en trois parties thématiques, le livre est constitué de seize contributions internationales rédigées en français ou en anglais. Outre S. Brodbeck, A.-O. Poilpré et I. Rapti les contributeurs sont Marcello Angheben, Bertrand Billot, Licia Buttà, Mary B. Cunningham, Ivan Foletti, Barbara Franzé, Liz James, Henry Maguire, Charis Messis, Maud Pérez Simon, Hélène Rochard, Maria Alessia Rossi, Judith Soria et Nicolas Varaine. Les supports textuels et iconographiques sont variés et comprennent aussi bien de l'homilétique, des récits bibliques et hagiographiques, des textes apocryphes, des textes liturgiques, de la littérature courtoise, mais aussi des papyrus magiques et autres amulettes; des peintures murales, des enluminures, des décors peints de plafond, des mosaïques, des tapisseries ou bien encore des sculptures. Les contributions sont émaillées d'un grand nombre d'illustrations en couleurs et en noir et blanc, de bonne qualité, insérées directement dans le texte, ce qui rend la lecture agréable et permet de suivre aisément les réflexions. On relève aussi un certain nombre de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

schémas, outils bienvenus et précieux pour visualiser l'agencement spatial et narratif des images, reproduits d'après des ouvrages antérieurs ou produits par les auteurs eux-mêmes. Le tout est suivi de deux index répertoriant d'une part les personnes (auteurs cités et personnages représentés) et les lieux (localisation des œuvres étudiées et lieux représentés) d'autre part. Leur présence est louable dans un ouvrage collectif.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94508](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94508)

Seite | page 2

Le livre repose sur une riche introduction d'une vingtaine de pages qui revient sur les problématiques essentielles tout en synthétisant les principales idées mises en exergue par les contributions. En trois temps, les autrices qui ont dirigé l'ouvrage introduisent ce dernier efficacement et de manière rigoureuse. Au passage, on peut noter la publication en 2020 d'un autre volume collectif dirigé par Marcello Angheben sur les stratégies de la narration, issu de rencontres qui ont eu lieu en 2015 et 2016 et auquel ont pris part plusieurs auteurs du présent ouvrage¹. L'approche était différente, concentrée sur la tradition vétérotestamentaire et s'interrogeait davantage sur les modèles. À partir du constat qu'il est nécessaire de distinguer narration et narrativité et de s'affranchir de la distinction d'un ordre chronologique et de la question du modèle, les trois enseignantes-chercheuses entendent travailler davantage sur »les procédés visuels du récit plutôt qu'au sujet lui-même« avec une »intention holistique« (p. 3). De fait, l'ouvrage a pour visée de »réhabilite[r] la narrativité des images chrétiennes comme un domaine de réflexion scientifique« (p. 21).

Après avoir retracé les contours des grandes orientations historiographiques de la question de la narration dans les images entre Orient et Occident et souligné les évolutions de la définition de l'image narrative, les approches adoptées dans les contributions sont mises en relief à partir de trois grands axes de réflexion, non hermétiques et qui sous-tendent l'organisation tripartite de l'ouvrage. Il s'agit de »la composition du récit en images et la structure des cycles, la fonction et la finalité de l'histoire [...] et, enfin les temporalités de l'image« (p. 19).

Au fil des contributions, la question du rapport entre textes et images est examinée. C. Messis pointe et interroge la notion d'asymétrie qui avait été mise en avant par H. Maguire dans ses travaux antérieurs sur les rapports entre littérature et iconographie. Dans le même ordre d'idées, l'approche d'I. Foletti nécessite de décentrer le regard, puisqu'il cherche à situer les plus anciennes traces documentées d'un cycle narratif dans la nef d'une basilique et propose de positionner la tradition mise en place à Milan à partir des années 380, en amont de la tradition développée à Rome à partir de la toute fin du IV^e siècle. À de nombreuses reprises, les travaux accordent une certaine attention à la rhétorique de l'image narrative, voire à son éloquence (p. 205,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Marcello Angheben (dir.), Les stratégies de la narration dans la peinture médiévale. La représentation de l'Ancien Testament aux IV^e–XII^e siècles, Turnhout 2020 (Cultures et sociétés médiévales, 37).

L. Buttà et M. Pérez-Simon). Il ressort des contributions que la sensibilité propre à l'époque de production de l'image narrative peut être source de renouvellement et conjointe à un processus de réappropriation. Différents enjeux – liturgiques, ecclésiologiques, politiques, etc. – de la narration sont analysés.

Dans le sillage du premier volume »Visibilité et présence de l'image dans l'espace ecclésial«, l'appréhension de »la logique spatiale de l'image« (p. 12) est montrée comme incontournable. Des dynamiques circulaires (B. Franzé p. 189; I. Rapti p. 270), centripètes (S. Romano p. 117) ou bien encore des jeux de »vis-à-vis thématiques« (B. Billot p. 160) et plus largement une »mise en espace« (A.-O. Poilpré) des séquences enrichissent la narration et enclenchent des jeux de temporalités inscrites dans l'espace. Dans ce sens, les schémas et autres projections proposés sont des solutions adéquates pour rendre compte à la fois de l'organisation visuelle de la narration, mais aussi de son ancrage spatial et de sa distribution dans l'espace construit. Les articulations entre spatialité, narrativité et temporalités sont au cœur du volume et on ressent l'élan méthodologique donné notamment par les travaux de Jérôme Baschet sur les peintures de Bominaco, de San Giminiano et de Saint-Savin. Au-delà du carcan réducteur d'une évaluation de la chronologie de la narration, le phénomène d'imbrication temporelle entre récits, histoire(s) et Histoire, ainsi qu'entre différents types de temporalités se fait jour à travers les contributions réunies. Ainsi, l'ouvrage renouvelle le regard porté sur la narration en images et ouvre des pistes de réflexions aussi bien pour les spécialistes de Moyen Âge occidental que du monde byzantin.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94508](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94508)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Rosalind Brown-Grant, Mario Damen, A Chivalric Life. The Book of the Deeds of Messire Jacques de Lalaing, Woodbridge (The Boydell Press) 2022, 390 p., 11 fig., ISBN 978-1-78327-721-6, GBP 75,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Marc Boone, Gand

Jacques de Lalaing (ca. 1421–1453) était un chevalier modèle, symbole par excellence de la culture chevaleresque caractéristique de la cour des ducs Valois de Bourgogne. Cette réputation posthume est le résultat d'une biographie écrite au début des années soixante-dix du XV^e siècle. La vie de Jacques de Lalaing, rejeton d'une famille noble hennuyère originaire de la châtellenie de Bouchain en Ostrevant (une partie du comté de Hainaut située sur la rive gauche de l'Escaut à une dizaine de kilomètres de la ville flamande de Douai) incarne en effet les valeurs chevaleresques très appréciées en ce Moyen Âge tardif. La cour des ducs de Bourgogne, comtes de Hainaut, mais aussi de Flandre et de Hollande-Zélande offrait des possibilités à un noble d'origine régionale doué pour les aspects militaires inhérents au statut nobiliaire de briller et de devenir un symbole de courage et de chevalerie. D'autant plus que son père Guillaume et surtout son oncle Simon de Lalaing occupaient des positions importantes et influentes à la cour du duc Philippe le Bon. Le premier avait gravi différents niveaux hiérarchiques au service du duc: grand-bailli de Hainaut en 1427–1434 avant de devenir gouverneur de Hollande-Zélande, lieutenant du duc. Cette dernière fonction étant au-delà des compétences de Guillaume de Lalaing qui se montrait incapable de maîtriser les conflits incessants entre deux factions rivales (Cabillauds et Hameçons) le duc n'eut d'autre choix que de le révoquer en 1445. Cette perte de grâce princière a dû compter beaucoup dans la carrière de son fils aîné, appelé à redorer le blason familial. L'oncle Simon par contre se maintenait plus facilement dans l'orbite du prince, ayant été reçu comme chevalier dans l'ordre de la Toison d'or en 1431, l'organisation chevaleresque par excellence de la construction bourguignonne.

L'auteur du «Livre des faits de messire Jacques de Lalaing» reste inconnu, malgré les efforts des éditeurs de la publication dont il est question ici et d'autres avant eux de l'identifier. Ils se limitent à la supposition fort acceptable qu'il doit être cherché parmi les nombreux hérauts actifs à la cour, avec comme suggestion la plus probable qu'il s'agirait du héraut Toison d'or Gilles Gobet († 1492). Le nombre de copies du texte conservées est important: douze manuscrits datant du XV^e au XVII^e siècle (la plupart datant de la fin du XV^e–début XVI^e siècle) dont aucun n'a pu être identifié comme autographe. Ce nombre est tout à fait exceptionnel pour un texte qui appartient au genre de la biographie chevaleresque! Un autre texte bien connu, la biographie de Jehan le Meingre, dit Boucicaut, maréchal de France, ne nous est, par exemple, parvenu que dans un seul exemplaire. Les éditeurs-auteurs de la



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

traduction anglaise mettent en avant de façon convaincante que la motivation pour rédiger le texte ne doit pas être cherchée dans le souhait de s'attirer l'attention du duc lui-même (aucun exemplaire ne faisait d'ailleurs partie de la bibliothèque bien fournie de la dynastie des Valois de Bourgogne) mais plutôt dans la nécessité pour la famille de Lalaing (et du lignage des Brederode à laquelle ils étaient liés par mariage) d'affirmer leur origine, leur séniorité et finalement leur statut de nobles de premier rang face aux familles nobles concurrentielles, en premier lieu en Hainaut et en Hollande-Zélande et par extension dans l'état composite bourguignon. Le »Livre des faits de Jacques de Lalaing« suit la trame narrative de la biographie d'un chevalier: plusieurs thèmes inhérents à la vie d'un chevalier passent en revue. L'enfance et l'éducation intellectuelle et chevaleresque en forment le premier thème, suivi par le thème de la carrière martiale avec une énumération des joutes, tournois et pas d'armes auxquels il a participé et des exploits militaires au service de son prince. Troisième thème, celui de l'amour courtois, n'est abordé que de façon épisodique avec l'attention de la part de deux nobles dames lors du tournoi à Nancy auquel Jacques de Lalaing a participé. Par contre le quatrième thème, celui de la relation avec le prince dont il est le vassal, est très élaboré; ainsi on suit Jacques de Lalaing dans plusieurs missions diplomatiques surtout en péninsule Ibérique dans les années 1447-1448 où il se fait le héraut des idéaux de croisade de son prince le duc Philippe le Bon, et dans les commandements militaires pendant la guerre que ce dernier a menée contre la ville de Gand dans les années 1449-1453. C'est dans le contexte de cette guerre que survient le dernier thème, celui d'une mort héroïque. La mort inopinée de Jacques de Lalaing, finalement peu chevaleresque car provoquée par un tir d'artillerie gantoise lors du siège du château de Poeke, devient l'occasion d'évoquer la stupeur et la tristesse que cette disparition suscite, avant de terminer par une description de la mise au tombeau dans l'église Sainte-Aldegonde à Lalaing et d'évoquer dans une épitaphe fort détaillée la valeur et l'exemplarité de la vie de Jacques de Lalaing.

La traduction anglaise de la biographie chevaleresque de Jacques de Lalaing, s'accompagne d'une introduction très fouillée d'environ soixante-dix pages, illustrée par des cartes, tables généalogiques et reproductions de miniatures tirées des manuscrits du texte. L'introduction offre un survol très complet de ce que la science historique a pu rassembler concernant la famille de Lalaing, elle le complète fort heureusement d'une analyse financière du vivre noblement d'une famille au sommet de la hiérarchie nobiliaire. On en retiendra un style de vie qui frôle la banqueroute à chaque instant. Digne d'une édition classique, le texte anglais s'accompagne des identifications des personnages et des lieux mentionnés. Bien sûr les deux éditeurs ont dû faire des choix concernant l'adaptation du texte (et des phrases très longues si typiques d'un texte du XV^e siècle) et des noms de personnes et de lieux à une langue étrangère, d'autant plus que la construction bourguignonne elle-même se situe dans un contexte linguistique pluriel. L'utilisateur est donc invité à prendre bien connaissance de ces choix dans une note sur la traduction. Des index fort utiles

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94509](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94509)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

complètent la publication. Sans aucun doute cette publication fera le bonheur de ceux et celles qui sont attirés par la culture chevaleresque de ce Moyen Âge finissant ou qui l'étudient. On peut toutefois s'étonner et regretter qu'une édition principale et scientifiquement justifiée n'existe toujours pas à ce jour, hormis celle contenue dans une thèse de doctorat datant de 1982 non publiée et que les traducteurs Brown-Grant et Damen ont d'ailleurs amendée sur base de leur connaissance des manuscrits.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94509](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94509)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Joseph Canning, Conciliarism, Humanism and Law. Justification of Authority and Power, c. 1400–c. 1520, Cambridge (Cambridge University Press) 2021, 200 p., ISBN 978-1-108-83179-6, EUR 88,54.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Heribert Müller, Köln

Seit mehreren Jahrzehnten schon legt der Autor vielbeachtete Publikationen zum politischen Denken im Hoch- und Spätmittelalter vor; in der vorliegenden Studie handelt er über den im 15. und frühen 16. Jahrhundert im Zenit seiner Wirkmächtigkeit stehenden Konziliarismus und Humanismus, um sich dabei auf das zentrale Moment der Rechtfertigung von Macht, Legitimität und Autorität durch deren wichtigste Protagonisten zu konzentrieren. Mithin geht es zum einen um die Begründung der Stellung von Papst und Generalkonzil innerhalb der gesamtkirchlichen Ordnung, zum anderen um die humanistischen Vorstellungen des bürgerlichen, aber auch aristokratisch konnotierten Tugendrepublikanismus, wobei all das vor dem Hintergrund der juristischen Konstruktionen von Souveränität und Staatlichkeit in damaliger Zeit erfolgt.

Knapp, konzis und gut lesbar nimmt sich der gerade einmal 200 Seiten umfassende Überblick aus, was konsequente Konzentration auf ausgewählte Autoren und Werke bedeutet; über weite Passagen hin nimmt dies fast den Charakter einer kommentierten Sammlung von sämtlich ins Englische übersetzten Quellen an. Die lateinischen Originaltexte finden sich in den jeweiligen Anmerkungen, die gleichfalls Angaben einschlägiger Literatur in nicht minder strikter Auswahl enthalten, was gerade eher an überbordende Detailfülle und ausufernde Annotationsgelehrsamkeit gewohnte deutschsprachige Leser durchaus schätzen dürften. Allerdings sei nicht verschwiegen, dass dennoch das eine oder andere repräsentative Werk etwa von Meuthen, Miethke oder Helmrath durchaus Erwähnung verdient hätte und dass die angeführten Titel bisweilen etwas nachlässig-ungenau zitiert wurden (z. B. Binder, »Konzilsgedanken«; S. 187).

Trotz des durchgängigen Verzichts auf die Konsultation handschriftlichen Materials und besagter Beschränkung auf seine Leitfrage bietet Canning aufs Ganze einen verlässlichen Kurzführer durch die Hauptwerke eines Gerson, Panormitanus, Cusanus, Segovia, Torquemada und Roselli, wobei die Nichtberücksichtigung etwa von Ragusa und Enea Silvio oder die Zuordnung Segovias – jener geradezu reinsten Verkörperung konziliarer Theorie – in den Kontext der propapalen Autoren Torquemada und Roselli (S. 61–71 bzw. 91) etwas verwundert. Grundsätzlich und mit Recht lässt der Verfasser keinen Zweifel daran, dass es »den« Konziliarismus als monolithischen Block nie gab und die Väter in Konstanz und Basel, im Gegensatz etwa zu den Hussiten, nie eine grundsätzlich andere Kirche anstrebten, sondern innerhalb der bestehenden



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

und wohlgerne nach wie vor exklusiv klerikal ausgerichteten Ecclesia »nur« Rang und Gewichtung der obersten Gewalten anders austariert wissen wollten. Die Diskussion mit den Böhmen zwang im Übrigen die Konziliaristen zur präzisierenden Definition ihrer eigenen ekklesiologischen Positionen – eine Thematik, die eigentlich für Canning von Interesse gewesen wäre. Und schließlich will beachtet sein, dass es für die Selbstverortung mancher Theoretiker, insbesondere im Fall von Parteiwechsel (Cusanus, Panormitanus, Enea Silvio), jenseits aller Prinzipientreue durchaus auch handfeste Gründe gab.

Geradezu sprichwörtlich sind Flexibilität und Fluidität in der Welt der Humanisten (im Text selbst ist, im Gegensatz zum Buchtitel, stets nur vom italienischen Humanismus die Rede). Ob in monarchisch-fürstlichem oder republikanischem Dunstkreis, ob in Mailand, Florenz, Rom oder Neapel, humanistische Gelehrsamkeit wechselte nicht zuletzt unter den Vorzeichen von Angebot und Nachfrage die Dienste der Großen, um dann aber ihr Talent ganz und gar für die Macht der jeweilig Herrschenden und deren Erhalt einzusetzen. Das gilt selbst für die Ausnahmeerscheinung eines Machiavelli, der sich nach Canning nicht nur durch die Klarheit seiner Argumentation und seinen literarischen Genius, sondern vor allem in der Sache selbst durch seinen völligen Verzicht auf die Begründung von Macht und Herrschaft als singulär profiliert. All die anderen Denker kann Canning so am Ende in einem großen Kreis vereinen, den er schließlich noch weiter zieht: von den großen Legisten des 14. Jahrhunderts – wie den von ihm schon mehrfach behandelten Bartolo von Sassoferrato und Baldus de Ubaldis – bis hin zu den Monarchomachen und den Vertretern der englischen Common Law-Tradition. Den definitiven Schlusspunkt setzt er, etwas überraschend, so doch durchaus sympathisch, mit einem kurzen Rekurs auf Johannes von Segovia und dessen Wertekanon von Konsens, Vertrauen, Wahrheit und Vernunft als Grundpfeilern jeglicher guten Ordnung. Wenig Gehör fanden die Worte des Weisen von Aiton, doch verdienstvoll ist, dass der Verfasser sie als unausgesprochenes Schlussplädoyer uns Heutigen in Erinnerung ruft.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94510](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94510)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

David L. d'Avray, Papal Jurisprudence, 385–1234. Social Origins and Medieval Reception of Canon Law, Cambridge (Cambridge University Press) 2022, XI–320 p., ISBN 978-1-108-47300-2, GBP 75,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Harald Müller, Aachen

Der Haupttitel des Bandes lässt an ein Lehrbuch des Kirchenrechts bzw. zu dessen Geschichte denken, doch verfolgt David d'Avray ein gänzlich anderes Ziel als die Vermittlung kanonistischer Grundlagen von der ersten päpstlichen Dekretale des Papstes Siricius bis zur Dekretalensammlung »Liber Extra«, die Gregor IX. im Jahr 1234 durch sein Vorwort in Geltung setzte. Vielmehr zielt der Emeritus des University Colleges London auf die fundamentale Frage, warum sich das auf lange Sicht vom Primat des römischen Bischofs dominierte Kirchenrecht überhaupt in dieser Form entwickelte. Er bietet dazu ein zweiphasiges Verständnismodell an, das er im Untertitel andeutet: zuerst eine stärker soziologisch fundierte Betrachtung der rechtlichen und theologischen Regelung unterschiedlicher sozialer Systeme innerhalb der spätantiken christlichen Kirche und dann die Wiederaufnahme dieser römischen Regelungskompetenz in dezidiert juristischer Perspektive durch die fortschreitend hierarchisch strukturierte Papstkirche des Hochmittelalters.

Das Inhaltsverzeichnis lässt in seinen 18 Kapiteln diese beiden Achsen der Betrachtung nicht deutlich erkennen, es bildet in seinem chronologischen Voranschreiten aber die jeweils zentralen thematischen Vertiefungspunkte der Argumentation ab. Sie fungieren für d'Avray als Laboratorien, in denen er zeitgebundene Uneindeutigkeiten im kirchlichen System oder gar Kontroversen ebenso exemplarisch vorführt wie deren Lösung und vor allem die Zuschreibung der Lösungskompetenz an den römischen Bischof. Konkret zeigt er, dass soziale Gruppen wie Diözesanklerus und Mönche, die zuvor nebeneinander bestanden und je eigene Welten bildeten (Kap. 7), in der Qualität ihres Status klarer bestimmt und dadurch zu geregelten, interaktionsfähigen Subsystemen der Kirche als Einheit geformt wurden. Diese fand im römischen Bischof zunehmend ihr Ziel: das dem kaiserlichen Recht nachgebildete Reskriptwesen diente dabei als Instrument, die Anfragen an Rom zu knüpfen und dessen Direktiven in den lokalen Gemeinschaften zu verankern (S. 20–25). Die zahlreichen Ungewissheiten in theologischen Fragen, etwa nach der Gnade (Kap. 4), dem Taufritual (Kap. 5), bei konfligierenden Hierarchien oder in der theologisch wie juristisch brisanten Problematik der Häresien und ihrer Abgrenzung vom rechten Glauben (Kap. 8–9), erhielten auf diese Weise im römischen Bischof einen autoritativen Fluchtpunkt.

Mit Leo I. trat diese Entwicklung auf eine neue Stufe. Er machte die Festlegungen seiner Vorgänger, die er im Archiv fand,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

weit intensiver als vorher bekannt und erläuterte sie, um ein verbindliches organisatorisches Fundament zu legen (Kap. 10). Auf ihn folgten die ersten Dekretalsammlungen, von denen, so der Verfasser, die des Dionysius Exiguus (»Collectio Dionysiana«) als erste das Recht von den theologischen Disputen zu trennen begann. Über weitere dieser Kompilationen schlägt d'Avray die Brücke in die Karolingerzeit. Papst Hadrian I. präsentierte Karl dem Großen im Jahr 774 die »Dionysiana« als verbindliche Kirchenrechtssammlung. Diese »Collectio Dionysio-Hadriana« ist einer der drei Pfeiler, auf denen die hochmittelalterliche Rezeption des spätantiken Kirchenrechts und damit der Ausbau des päpstlichen Jurisdiktionsprimats ruhte. An ihrer Seite stehen die im 9. Jahrhundert zusammengestellten pseudoisidorischen Dekretalen und schließlich das »Decretum« Bischof Burchards von Worms vom Beginn des 10. Jahrhunderts (Kap. 13).

Mit dem Sprung in die Zeit der sogenannten »papstgeschichtlichen Wende« (Rudolf Schieffer) zur Mitte des 11. Jahrhunderts gelangt der Verfasser zur zweiten Phase seines Entwicklungsmodells. Hier erfolgte der gezielte Rückgriff auf das alte Recht – nicht zuletzt, weil das Klerikerideal der Spätantike angesichts der hochmittelalterlichen Realitäten Attraktivität zu entfalten vermochte (S. 169). Das Aufgreifen der Themen Zölibat, Simonie und Laieneinfluss erfolgte allerdings unter den Vorzeichen wachsender Spannungen zwischen weltlicher und geistlicher Sphäre, die den anfangs kooperativen Reformwillen in ein »polemisches Kirchenrecht« (S. 188) der Zeit Gregors VII. verwandelte.

Der inhaltlich bestimmte Rückgriff auf die erste, spätantike Phase des Kirchenrechts wurde schnell methodisch transformiert durch die aufkommende Scholastik, die versuchte, aus den alten Autoritäten ein Gebäude widerspruchsfreier Aussagen und systematischer Ordnung zu errichten und zugleich die Tradition an die veränderten strukturellen und gesellschaftlichen Umstände anzupassen. Der Verfasser postuliert an dieser Stelle eine Trennung der spekulativen Theologie und der sakramentalen Kirche von der Jurisprudenz (S. 195), die sich am ehesten noch eine gewisse Nähe zur praktischen Ethik bewahrte.

Damit gelangt das Buch zugleich zur Frage der juristischen Professionalisierung, in deren Verlauf die Dekretalen als gewaltige Welle päpstlicher Einzelfallentscheidungen immer stärker in die Hände systematisierender Interpreten gelangten (Kap. 15). Die Kapitel 16 bis 18 pointieren anhand von Konversion, Wiederverheiratung, niederem Klerus und Bischofserhebungen die Wiederaufnahme und Anpassung alter Regelungen an neue, hochmittelalterliche Konstellationen. Sie illustrieren damit die Kernthese des Buches, dass die päpstliche Regelungsgewalt sich aus dem Klärungs- und Harmonisierungsbedürfnis unterschiedlicher Subsysteme speiste und sich in zwei wesentlichen Schüben vollzog – als Kirchenrecht im engeren Sinne im 6. Jahrhundert beginnend und durch die Veränderungen des Hochmittelalters neu akzentuiert.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Eine Auswahlbibliografie und ein Index komplettieren den Band, ebenso drei Anhänge mit intensiv bearbeiteten Quellenauszügen. Besonders bemerkenswert ist ein vierter Anhang mit »conceptual sources«, einer prägnanten Liste insbesondere soziologischer und politikwissenschaftlicher Arbeiten von Luhmann bis Pocock, die David d'Avray zur theoretisch fundierten Ordnung seiner Beobachtungen, Textexegesen und Strukturierungsvorschläge anregen. Es ist wohltuend, dass man dieses Fundament beim Lesen durchgehend spürt, ohne dass die Theorien selbst ständiges Thema der Darstellung sind.

David d'Avray unterstreicht einmal mehr die Bedeutung, die das 6. und das 11./12. Jahrhundert für den Zuwachs juristischer Wirksamkeit der römischen Bischöfe besitzen. Aber er fragt weit deutlicher als üblich nach den Gründen dieser beiden Entwicklungsschübe und identifiziert dabei die aus den gesellschaftlichen Realitäten resultierenden Notwendigkeiten als wesentliche Triebkräfte. Mit der Normierung der Kirche in der Spätantike, die in einer Vielzahl sozialer Gruppen bestand, korreliert er die forcierte Rückbesinnung auf traditionelle Vorgaben, die nun in gewandelte Wirklichkeit zu übersetzen waren. Sie ließen die Päpste in die Rolle von Entscheidern hineinwachsen. Das von ihnen gewiesene und gesetzte Recht wurde zur verbindlichen Leitlinie, am Ende befördert durch die Entwicklung einer eigenen Wissenschaft, die mit der Theologie zwar die Methode teilte, nicht mehr aber den Gegenstand.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94511](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94511)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jennifer Kolpacoff Deane, A History of Medieval Heresy and Inquisition, Lanham, MD (Rowman & Littlefield) 2022, 328 p. (Critical Issues in World and International History), ISBN 978-1-5381-5293-5, EUR 111,15.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Franck Mercier-Druère, Rennes

Prioritairement destiné à un public étudiant, l'ouvrage propose un panorama des différentes hérésies qui se sont succédées dans l'Occident médiéval du XII^e au XV^e siècle, en même temps qu'une mise au point sur la naissance et la nature de l'Inquisition. Construit selon une perspective chronologique, l'étude débute, sans surprise excessive, par un premier chapitre consacré à ceux que l'Église a parfois stigmatisés sous le nom de «cathares» mais que l'autrice préfère désigner sous le nom de «bons chrétiens». Prenant pour une part ses distances à l'égard de la conception historiographique du «catharisme» (lequel envisage depuis le XIX^e siècle les cathares au sein d'une Église parallèle dotée d'un corpus doctrinal cohérent ainsi que d'un clergé constitué), l'autrice privilégie la représentation plus nuancée de petites communautés dissidentes, disséminées dans quelques «poches régionales», localisées surtout dans le Sud de la France et le Nord de l'Italie. Assez curieusement, le fait de récuser initialement le «catharisme» ne l'empêche cependant pas d'exposer ensuite, sur la base de sources réputées «neutres», l'existence d'une pensée dualiste ainsi que d'une élite spirituelle (les «parfaits») pratiquant des rituels identitaires, tels le fameux *consolamentum*. À la conception jugée obsolète d'une contre-Église dualiste unifiée à l'échelle européenne se substitue ainsi celle d'une pluralité de petites «églises cathares» particulièrement structurées et implantées dans l'Europe du Sud, mais dont les idées se seraient plus largement diffusées vers celle du Nord.

Un second chapitre est dédié aux vaudois, depuis l'engagement de Valdès en faveur de la pauvreté évangélique (vers 1170), jusqu'à la fin du Moyen Âge où subsisteraient quelques foyers de résistances, en dépit de la persécution véritablement amorcée à partir de 1230. En entrant progressivement dans la clandestinité, les vaudois seraient parvenus à entretenir, en marge du christianisme romain, leur idéal de pauvreté pour mieux faire la jonction naturelle avec les réformés du XVI^e siècle.

Ce n'est qu'avec le troisième chapitre que le deuxième terme du titre de l'ouvrage intervient vraiment dans le déroulement de cette «histoire de l'hérésie médiévale et de l'Inquisition». Il s'agit de présenter de manière très factuelle les différentes étapes qui ont progressivement conduit à l'instauration, au début des années 1230, de cette juridiction spécialisée dans la lutte contre l'hérésie. La naissance de l'Inquisition est complétée par une série de courts



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

portraits d'inquisiteurs célèbres, d'Étienne de Bourbon à Peter Zwicker. Le chapitre se clôt sur une présentation rapide de la procédure suivie par les inquisiteurs où l'on insiste, à juste titre, sur la nature contrainte des paroles consignées dans les procès-verbaux d'interrogatoire, au point qu'il est légitime de s'interroger sur l'origine véritable de la «voix» que l'on entend dans les procès: celle du juge ou celle de l'accusé?

Dans les pages suivantes, l'histoire panoramique de »l'hérésie médiévale« semble reprendre son cours en donnant au lecteur la possibilité de découvrir autant de catégories d'hérétiques qu'il reste de chapitres: les franciscains spirituels pour une part rejetés dans l'hérésie (chapitre 4); les femmes et prophétesses mystiques, comme Marguerite Porete et Jeanne d'Arc (chapitre 5); les magiciens et les sorcières (chapitre 6), Wyclif et les lollards (chapitre 7) et enfin les »hussites« de Bohême (chapitre 8). En faisant le lien avec la Réforme protestante inaugurée par le »moine Luther«, les hussites marquent la fin de l'hérésie médiévale: il est de ce point de vue intéressant de noter que les mots »hérésie« ou »hérétiques« sont de plus en plus souvent employés par l'autrice avec des guillemets, comme si l'emploi de ce concept devenait problématique en cette fin de Moyen Âge.

Il est difficile de se prononcer sur la valeur d'ensemble d'un ouvrage qui se conçoit d'abord comme un manuel universitaire et dont les prétentions en termes d'analyse scientifique sont par nature limitées. Du point de vue didactique, il ne fait aucun doute que l'ouvrage a ses qualités qui sont d'abord celles de la clarté dans la présentation des faits et de certains problèmes connus, mais aussi dans l'enthousiasme pédagogique (qui inspire des comparaisons audacieuses comme celle de l'université de Paris avec un »think-tank contemporain«, p. 188). L'ouvrage est pourvu d'une petite iconographie en noir et blanc dont le rôle est surtout illustratif ainsi que d'une modeste cartographie dont la lisibilité est très inégale. La piètre qualité de définition des images n'est pas à la hauteur ni de l'ambition pédagogique, ni du prix de vente éditorial.

Pour finir, on ne peut s'empêcher d'ouvrir la discussion sur le plan historiographique: pour un ouvrage qui se présente comme une histoire de l'hérésie et de l'Inquisition, il est préjudiciable de ne pas davantage réfléchir aux relations entre les deux termes. Si chacun des chapitres, pris isolément, constitue généralement une belle synthèse sur le sujet, le cloisonnement des thèmes empêche toute réflexion sur l'évolution de la nature de l'hérésie entre le XII^e et le XV^e siècle. C'est ainsi, par exemple, que le problème majeur de l'élargissement constant du champ d'incrimination de l'hérésie, définie dès 1199 comme un crime de lèse-majesté (et non pas seulement de »trahison«), échappe complètement à l'attention du livre. La création du tribunal d'Inquisition au début des années 1230 est essentiellement présentée comme la réponse de l'Église à l'hérésie »cathare«, comme si cette dernière préexistait nécessairement à sa répression. Il importe ainsi de souligner que le premier chapitre de l'ouvrage fait délibérément le choix d'écarter (à l'exception de quelques allusions aux travaux de R. Moore et de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

M. G. Pegg) tout un pan de la recherche historique récente qui met l'accent sur le rôle dynamique de la monarchie pontificale dans la construction de l'hérésie. En ce sens, il est frappant de constater que cette synthèse, bibliographiquement très anglo-centrée, ignore totalement le tournant critique amorcé depuis les années 1990 sous l'impulsion des écoles de Nice (M. Zerner, U. Brunn, etc.) et de Lyon (J. Chiffolleau, J. Théry, etc.). De ce point de vue, l'horloge historiographique française semble bloquée vers le milieu des années 1970 avec le trop célèbre »Montaillou, village occitan de 1294 à 1324« d'E. Leroy-Ladurie dont les failles heuristiques et méthodologiques sont devenues flagrantes. On nous rétorquera peut-être qu'il s'agit là d'un choix assumé, mais il nous semble que le public visé en 2023 méritait mieux à la faveur de la réédition d'un ouvrage de 2011.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94512](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94512)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jean Devaux, Matthieu Marchal, Alexandra Velissariou (dir.), Visages de femmes dans la littérature bourguignonne (XIV^e–XVI^e siècles), Villeneuve d'Ascq (Presses de l'université de Lille) 2021, 341 p. (Bien dire et bien apprendre, 36), ISBN 978-2-907301-23-7, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jonathan Dumont, Vienne

Ce livre se propose d'étudier les différentes facettes de l'image des femmes dans la production littéraire de la cour de Bourgogne-Habsbourg jusqu'au premier XVI^e siècle. Il ambitionne plus précisément d'analyser les représentations et les valeurs que leur associe le milieu curial dont la littérature est le miroir. L'ensemble est coordonné par une équipe de littéraires médiévistes très actifs et bien connus que sont Jean Devaux, Matthieu Marchal et la regrettée Alexandra Vellisariou. Le volume est dédié à sa mémoire.

Trois parties structurent l'ouvrage. La première porte sur la diversité des visages de femmes dans des œuvres aussi variées que les chroniques, la poésie courtoise et ludique, et les récits de voyage. Des femmes bibliophiles y sont aussi abordées. Vient ensuite une seconde partie centrée sur les réécritures en prose et donc sur les remaniements de portraits féminins lors du passage vers la prose, dont notamment les modifications des sentiments féminins qui s'opèrent dans plusieurs textes. La dernière partie se focalise sur la nouvelle et le roman bourguignons, et ausculte la tension qui existe, au sein des portraits féminins, entre une dimension facétieuse, voire grivoise, et une autre vertueuse et donc valorisante.

L'ouvrage rassemble des chercheurs et chercheuses spécialistes à la fois de littérature tardo-médiévale, de son impact sur la cour de Bourgogne et sur la politique des ducs, et, bien sûr, de »gender studies«. Jean Devaux s'intéresse aux figures de l'»Honneur féminin« (p. 17–38), alors qu'Éric Bousmar porte son regard sur les femmes dans l'œuvre, encore peu étudiée, de Philippe Bouton (p. 39–64). Alexandra Velissariou aborde la place des femmes dans les récits de pèlerinage (p. 65–77). Alain Marchandisse étudie l'image de la reine de France Isabeau à la cour de Bourgogne (p. 77–89). Madeleine Jeay s'intéresse au rôle des femmes dans les tournois et pas d'armes (p. 91–104), tandis que Catherine Dhérent repère les manuscrits des collections de la bibliothèque municipale de Lille ayant appartenu à des femmes (p. 105–122).

Plusieurs auteurs et autrices se concentrent sur une œuvre en particulier: Paola Cifarelli étudie la mise en prose de »Ciperis de Vigneaux« (p. 125–136) et Caroline Cazanave celle d'»Huon de Bordeaux« (p. 137–150); Marie-Madeleine Castellani examine le »Florimont bourguignon« (p. 151–165), Matthieu Marchal la »Vraye



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

histoire de la Belle Flourence de Romme» (p. 167–194), Rosalind Brown-Grant la mise en prose bourguignonne de »Florence de Rome« (p. 195–213), Marielle Lavenus l'»Histoire de Gérard de Nevers« (p. 215–229), Nelly Labère le »Jehan de Saintré« (p. 269–283) et Grace Baillet l'»Histoire d'Apollonius de Tyr« (p. 285–299). »Les Cent Nouvelles nouvelles« sont souvent convoquées, comme par exemple chez Tovi Bibring (p. 233–245), Catherine Emerson (p. 247–255) et Brîndușa Grigoriu (p. 257–267), qui toutes trois accordent à cette oeuvre une place de choix. Le »Roman de Perceforest« n'est lui non plus pas en reste, puisqu'il fait l'objet de deux études spécifiques chez Christine Ferlampin-Acher (p. 301–314) et Elena Koroleva (p. 315–326).

L'ouvrage s'éloigne du genre des panégyriques et de la littérature de circonstance, stricto sensu, qui mettent en évidence les figures féminines de la dynastie de Bourgogne, domaine bien étudié il est vrai. Il agrandit en réalité la focale pour envisager tout le spectre des œuvres bourguignonnes.

S'il ne néglige pas, bien sûr, les potentielles »stratégies politiques« propres à cette littérature, il se concentre plutôt sur ce qu'il conviendrait d'appeler la construction d'un ethos curial féminin, sorte de matière sous-terrain – souvent appelée symbolique – qui permet d'expliquer, pour une large part, les actions des membres de la cour. Dans ce contexte, quels rôles jouent les clichés curiaux sur les femmes? Comment ceux-ci sont-ils transformés, voire subvertis? Émergent plusieurs archétypes: la figure de la preuse, forte, revendicatrice, voire révolutionnaire; de la sage vertueuse qui s'impose par la finesse de l'esprit et par la rectitude morale; et bien sûr de la sainte qui lie le monde à Dieu.

Tous ces motifs font en quelque sorte écho à la valorisation des femmes que l'on observe tout en haut de la hiérarchie politique curiale bourguignonne et qui résulte d'une conjoncture propre à la période. En effet, de la seconde moitié du XV^e siècle au premier XVI^e siècle, grosso modo, les anciens Pays-Bas sont caractérisés par un gouvernement effectif et régulier des femmes: Isabelle de Portugal assumant la lieutenance des pays en l'absence de Philippe le Bon; Marguerite d'York faisant de même dans l'urgence de l'année 1477; Marie de Bourgogne mobilisant le stéréotype de la pucelle en détresse afin de pousser les nobles bourguignons à lui rester fidèles; les gouvernantes générales du XVI^e siècle, enfin, représentantes d'un pouvoir féminin dynastique et princier institué, Marie de Hongrie et Marguerite de Parme, bien sûr, et surtout Marguerite d'Autriche, figure souveraine quasi égale à celle de son frère Philippe le Beau, et dont le succès diplomatique de 1529, lors de la paix des Dames, révèle probablement un acmé du pouvoir féminin dans les anciens Pays-Bas.

Ceci dit, il serait faux d'avancer que la littérature bourguignonne ne présente que des femmes positives, fortes, voire émancipées. Le motif de la procréation, au cœur de l'habitus nobiliaire, c'est-à-dire celui de l'impérieuse nécessité de transmettre le sang noble, ses qualités supposées et les droits et pouvoirs qu'il charrie,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

passé évidemment par la femme dont le rôle de reproductrice et de vaisseau, souvent passif, est souligné. Femme et sexualité forment bien sûr un binôme récurrent, prompt à créer des scènes grossières à destination avant tout d'un public masculin. En outre, les différentes formes prises par la violence faite aux femmes (mariage forcé, viol, inceste) sont très présentes. Les archétypes féminins peuvent aussi donner à voir une femme rusée, trompant les hommes, sorte de pendant humain du personnage de Renard. Ainsi, c'est tout un panel de traits propres à une misogynie ordinaire qui se dégage aux côtés des figures lumineuses des preuses, des sages et des saintes.

Ce volume révèle donc au lecteur que l'image de la femme à la cour de Bourgogne est riche et nuancée, oscillant entre différents archétypes, variant en fonction des œuvres et de leurs modèles, des intentions des auteurs et de leurs commanditaires, et plus généralement de ce magma d'affects et d'idées qui constitue la cour de Bourgogne-Habsbourg.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jean-François Draperi, Le fait associatif dans l'Occident médiéval. De l'émergence des communs à la suprématie des marchés, Lormont (Le Bord de l'Eau) 2021, 400 p. (L'histoire des brèches), ISBN 978-2-35687-820-5, EUR 26,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Marie Bouhaïk-Gironès, Paris

Notons d'emblée la grande originalité de ce livre. L'aptitude des hommes à s'associer est au cœur du questionnement de l'ouvrage, qui examine le fait associatif du haut Moyen Âge au XVI^e siècle, soit l'émergence des communs au début de la suprématie des marchés. Car c'est en effet au Moyen Âge que cet »associatisme« a été un fait social et politique majeur. L'auteur choisit d'explorer, dans cette synthèse prolixe et fouillée, toutes les formes d'association expérimentées par les hommes et les femmes du millénaire médiéval. C'est un questionnement sur l'économie sociale et solidaire (ESS) qui a poussé Jean-François Draperi, géographe et sociologue, à effectuer cette recherche approfondie. La quatrième de couverture cible le lectorat de l'ouvrage – celles et ceux qui questionnent les excès de l'économie marchande et les fondements du capitalisme ainsi que celles et ceux qui entendent que les actes économiques et sociaux ne vont pas sans éthique responsable – et place ainsi l'enquête au cœur d'une urgence planétaire. Comme le souligne Catherine Vincent dans la préface qu'elle consacre à l'ouvrage, voir que les recherches des médiévistes nourrissent la part réflexive des débats les plus impératifs et nécessaires de notre société contemporaine est heureux et réjouissant pour les historiens.

Le parallèle entre le fait associatif médiéval et les alternatives à l'économie capitaliste que représentent les coopératives de production, les associations et les sociétés mutualistes contemporaines, est posé d'emblée par l'auteur, en nuance et avec précaution néanmoins. Il s'agit de mener les interrogations de façon posée. L'économie médiévale est une économie marchande en ce qu'elle est fondée sur l'échange. Est-elle fondamentalement collective, en ce qu'elle s'appuie sur de nombreuses formes associatives? La société médiévale européenne semble en effet privilégier l'association comme mode d'organisation sociale, économique et politique: monastères, ghildes marchandes, métiers, paroisses, communes, chartes des libertés, confréries, gouvernements urbains collégiaux, universités, autant de formes de l'*universitas*, qui tissent les liens communautaires et permettent l'échange. Ces formes associatives sont méthodiquement listées et analysées par Jean-François Draperi. Le parcours qu'il nous offre est fondé sur de très nombreuses lectures, dont l'auteur rend compte avec détail. Il fait se côtoyer les grands classiques de l'histoire médiévale (G. Duby, J. Le Goff, F. Braudel, R. Fossier), les recherches les plus neuves sur le travail, son organisation et



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

la croissance (M. Arnoux, Ph. Bernardi), l'économie franciscaine (G. Todeschini), la notion d'*universitas* (P. Michaud-Quentin) et les thèses récentes sur l'économie médiévale, avec les grands noms de la pensée de l'économie sociale (Proudhon, Marx, Fourier) et les chercheurs spécialistes de l'économie coopérative (B. Webb, Ch. Gide, H. Desroche, J. Gaumont, etc.). Les références ainsi mobilisées sont riches et diversifiées, et sans sectarisme.

L'exploration commence par le rappel en introduction des grandes inflexions de l'histoire de l'association et place la loi Le Chapelier (1791), abolissant les monopoles exercés par les associations de métiers, dans l'histoire longue. L'auteur examine les fondements de ce qui constitue l'association médiévale (partie I) en rappelant ce qu'est la personne morale, en définissant l'*universitas*, et en montrant l'importance du serment, qui engage les membres à parité. Jean-François Draperi construit ensuite un parcours qui débute avec les groupements communautaires monastiques et leur économie spécifique (partie II), poursuit avec les associations de métiers, les confréries et les hôpitaux (partie III), dessine alors les contours des territoires démocratiques locaux que sont les assemblées d'habitants, les villes et les expériences médiévales de quasi-républiques, en mettant en avant la question des droits d'usages et des biens communs, en s'attardant sur la terminologie du bien commun et en soulignant le bouleversement économique et social que constitue la »Renaissance du XII^e siècle« (partie IV). Les dernières parties du livre s'attachent à appréhender la philosophie médiévale sur la réflexion coopérative, s'arrêtent sur les intellectuels qui ont pensé les valeurs du commun et sur l'organisation de l'université comme un métier (partie V), puis s'achèvent sur la naissance du capitalisme à partir du XIV^e siècle avec la fermeture des métiers et l'apparition de l'entrepreneur individualiste (partie VI).

À chaque étape de son raisonnement et de son chemin, Jean-François Draperi prend soin de souligner les parallèles et les différences entre l'économie associative médiévale et l'économie sociale contemporaine. Néanmoins, affirme-t-il, l'économie sociale d'aujourd'hui est l'expression contemporaine d'un associatisme millénaire: tel est l'aboutissement de l'enquête de l'auteur, qui ressaisit sous un angle particulièrement pertinent ce long Moyen Âge. Une longue conclusion revient sur l'ambition sociétale globale qu'est l'associatisme médiéval, fondé sur l'amitié, l'horizontalité des rapports entre ses membres et l'entraide, et un idéal chrétien. L'auteur met alors en avant la notion d'utopie. C'est dans cette utopie – s'associer de manière volontaire, égalitaire et solidaire et participer pleinement à la vie sociale – que les rapprochements entre période médiévale et période contemporaine lui semblent féconds et que l'héritage médiéval est sans doute le plus fructueux. La place des valeurs dans la vie sociale et l'organisation économique est ainsi la question fondamentale que lègue la période médiévale à qui prend la peine de la regarder.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94514](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94514)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

L'objectif de l'ouvrage est d'ouvrir une focale sur le modèle social et économique qu'a été le Moyen Âge européen, avant sa transformation sur un mode capitaliste, avec la Renaissance. Il entend montrer comment un détour par l'histoire, fut-il étonnant autant qu'ardu à effectuer, éclaire, renouvelle, ravive la pensée sur l'économie sociale contemporaine. L'ouvrage de Jean-François Draperi est vigoureusement salutaire en ce qu'il rappelle à quoi sert l'histoire.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94514](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94514)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Lucie Ecorchard, Les lieux de justice parisiens à la fin du Moyen Âge, Paris (L'Harmattan) 2022, 302 p. (Prix scientifique L'Harmattan. Série master), ISBN 978-2-343-24636-9, EUR 31,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Laura Viaut, Paris

Lucie Ecorchard publie, après avoir reçu le prix scientifique L'Harmattan, un ouvrage tiré de sa thèse de doctorat d'histoire médiévale intitulé «Les lieux de justice parisiens à la fin du Moyen Âge». Formée en histoire et histoire de l'art et archéologie à l'Université Paris 1, Lucie Ecorchard a poursuivi ses études en master d'histoire et anthropologie des sociétés médiévales. Actuellement, elle travaille au musée national Eugène Delacroix.

Le Moyen Âge, trop souvent perçu comme violent, cruel, barbare, est ici revisité de manière très rigoureuse. En étudiant les lieux et les structures grâce auxquels les seigneurs parisiens rendaient la justice, cet ouvrage remet en cause l'image traditionnelle de la justice médiévale. Recensant l'ensemble de ces lieux de l'espace public dans la capitale et ses faubourgs, du XII^e à la fin du XV^e siècle, l'étude offre une représentation globale des pratiques judiciaires parisiennes. Au croisement d'une histoire matérielle et politique, ce travail inédit manifeste les politiques territoriales des seigneurs de la capitale en cette fin du Moyen Âge et montre que ces structures judiciaires étaient multifonctionnelles. Bien plus que de simples supports des exécutions, ces objets portent en eux des usages politiques, territoriaux et symboliques.

Jusqu'à la fin du Moyen Âge, le paysage judiciaire, d'une grande complexité de coutumes et de ressorts, résiste aux progrès de l'État royal. La hiérarchie des juridictions demeure incertaine, de même que les frontières entre les matières criminelle et civile. Néanmoins, sous l'effet d'une modernité naissante, les juridictions seigneuriales et ecclésiastiques s'alignent lentement sur les procédures et usages de France, préparant ainsi une première modernisation enclenchée par l'ordonnance de Villers-Cotterêts en 1539.

Alors qu'à l'heure actuelle il est relativement aisé d'identifier dans le tissu urbain les attributs matériels de la justice, les choses étaient tout autre à la fin du Moyen Âge. Le terme «lieux de justice», volontairement vaste, renvoie à chacun des endroits de la seigneurie qui entretient, de manière concrète ou symbolique, un rapport avec la pratique judiciaire. La première étape était de circonscrire un espace propice à l'accomplissement de la justice. Les registres, pour autant, ne font pas systématiquement mention de l'endroit où la cour seigneuriale se réunit. Majoritairement, les tribunaux siègent dans les limites des ressorts seigneuriaux, mais la justice médiévale est souvent itinérante.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

La justice du Moyen Âge a donné lieu à une production documentaire variée, dont l'éventail est bien plus large que celui des lieux de justice. Cependant, le seul examen de cette géographie judiciaire n'est pas privé d'intérêt. Bien au contraire! Il met au service de la communauté scientifique des données croisées d'histoire médiévale et d'archéologie médiévale. C'est là, sans conteste, une pertinente avancée.

L'autrice livre ici des hypothèses nouvelles, notamment sur la manière dont les seigneurs se sont équipés pour procéder à l'exécution des sentences, sur la manière dont l'application des peines a pu se nuancer au fil des décennies, mais plus encore sur les implantations spatiales des lieux de justice.

Enfin, il faut souligner que l'autrice n'est pas tombée dans l'écueil, encore trop présent dans la recherche universitaire, du spectaculaire. La justice médiévale n'est pas un lieu de barbarie, mais un lieu, comme toute justice, où les difficultés des particuliers sont gérées, tant bien que mal ... L'autrice a su en restituer avec sérieux, méthode, rigueur et intelligence, l'essence et les contours.

Cette double approche d'histoire et d'archéologie de la justice offre un chemin incontournable à tout chercheur en histoire de la justice. Elle apportera également de précieux éléments à tout historien du droit.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Rodrigo Furtado, Marcello Moscone (ed.), From Charters to Codex. Studies on Cartularies and Archival Memory in the Middle Ages, Basel (Fédération internationale des instituts d'études médiévales) 2019, XVI–328 p., 6 b/w, 24 col. fig., 10 b/w tabl. (Textes et études du Moyen Âge [TEMA], 93), ISBN 978-2-503-58556-7, EUR 50,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Benoît-Michel Tock, Strasbourg

Les recherches et les publications sur les cartulaires se poursuivent, comme en témoignent les actes d'un colloque réuni à Lisbonne et portant sur les cartulaires ibériques et italiens. Au fil des 15 communications rassemblées, c'est un beau portrait de la pratique du cartulaire au sud de l'Europe qui est ainsi dressé.

Les premières communications portent, logiquement, sur les *beceros góticos*, les plus anciens cartulaires ibériques, écrits en écriture wisigothique. À Valpuesta, le «Becerro» est très original puisque c'est un cartulaire factice, réunissant des feuillets isolés et des cahiers constitués, dont trois petits cartulaires: le premier copie des documents en mauvais état, le deuxième est étranger à Valpuesta mais a peut-être été adressé à l'évêque du lieu par des plaignants, en l'occurrence le monastère de Buezo de Bureba, qui connaissait une crise profonde dont il ne se relèverait pas; le troisième est un petit cartulaire privé, comprenant des actes d'achats opérés par un laïc (José Manuel Ruiz Asencio). Le «Becerro de Cardeña», lui, a été rédigé presque entièrement en une phase, en 1086, et contient, outre quelques actes royaux et comtaux, de très nombreux actes privés, mais pas d'actes pontificaux (José Antonio Fernández Flórez). Ce cartulaire est riche en dessins de monogrammes, de chrismes et de signes de souscription. Le scribe reproduit-il ce qu'il a vu dans les originaux (perdus aujourd'hui), ou est-il créatif? Sonia Serna Serna ne peut répondre entièrement à cette question, mais privilégie la piste de la créativité. Le «Becerro de Sahagún», le plus tardif de ceux dont l'écriture est wisigothique (1110), a lui aussi été rédigé presque entièrement par un seul scribe, avec peut-être, à l'intérieur, quelques mini-dossiers, qui font penser à autant de cartulaires-dossiers ou de ce qu'on pourrait appeler des pancartes (Marta Herrero de la Fuente).

Les trois communications suivantes, présentées conjointement, interrogent la confection de plusieurs cartulaires par une même institution: chacun d'eux répond à des préoccupations différentes, mais lesquelles? Trois cartulaires ont été rédigés à la cathédrale de Worcester au XI^e siècle: le premier dresse un inventaire de la propriété monastique, le deuxième le sacralise en le liant à une Bible, le troisième fait le point après la tempête de la conquête normande (Francesca Tinti). L'abbaye de Sahagún a rédigé un cartulaire à la fin du XI^e siècle, qui recense les propriétés



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

monastiques dans un contexte qui semble paisible, alors que le second, deux siècles plus tard, est un outil défensif face aux revendications de l'évêque de León (Leticia Agúndez San Miguel). À l'abbaye San Millán de la Cogolla ce sont trois cartulaires qui ont été établis aux XII^e–XIII^e siècles. Le premier, le »Becerro Gótico«, est attaché aux origines prestigieuses, vraies ou inventées, du monastère, tandis que le second est plus dispersé, plus ambitieux, bien que les conflits avec l'évêque de Calahorra y occupent une large place (David Peterson). C'est en fin de compte la même question qu'aborde Marta Calleri au sujet des trois registres de l'abbaye de Chiaravalle Milanese, datant tous des environs de 1300. Si l'un est un cartulaire assez classique – à ceci près, tout de même, que les actes sont condensés, voire réécrits – les deux autres ont été conçus pour un usage quotidien, ce que montre l'espace prévu pour, et occupé par, les nombreuses annotations.

Bianca Fadda et Mariangela Rapetti décrivent le contenu du cartulaire, du *condaghe* dit-on en sarde, du monastère camaldule de Santa Maria de Bonacardo, datant de la première moitié du XIII^e siècle, et attirent l'attention sur les spécificités de la diplomatique en Sardaigne. À Saint-Ambroise de Milan, des manuscrits factices ont été composés, réunissant d'autres manuscrits sous le nom de »Chartarium«; le premier, reprenant des manuscrits du XIII^e siècle, reprend la documentation existante mais sans intention de la modifier, alors que les suivants, du XIV^e siècle, visent à remplacer les archives (Marta Luigina Mangini). La collégiale Santa Maria delle Vigne de Gênes a sans doute été fondée à la fin du X^e siècle, mais n'a commencé un processus de cartularisation qu'au milieu du XIII^e siècle; ce fut cependant un tournant pour cette église, pour qui la mise en registre devint de plus en plus importante (Sandra Macchiavello). Dans la première moitié du XV^e siècle le chapitre cathédral d'Evora réalisa deux registres, un inventaire de ses archives et un cartulaire, celui-ci davantage concerné par les archives épiscopales, afin de répondre à une volonté royale de dresser un inventaire des biens ecclésiastiques; l'existence, dans le cartulaire, d'un index est à signaler (Hermínia Vasconcelos Celar). Le lancement de la construction de la cathédrale gothique, en lieu et place de la mosquée christianisée, a amené le chapitre cathédral de Séville à sécuriser ses finances, et cela passa par la rédaction de deux livres, le »Libro Blanco« et le »Libro de dotaciones«, qui sont tous deux à la fois cartulaire et obituaire (Diego Belmonte Fernández). Le »Libro Verde« est le seul témoignage conservé de la politique de mémoire archivistique de l'université de Coïmbra; terminé en 1471, il a constitué un outil pratique, abondamment utilisé, mais qui n'a pas encore livré tous ses secrets (André de Oliveira Leitão).

Néstor Vigil Montes s'intéresse à une question rarement traitée: celle des (d'ailleurs très peu nombreux) cartulaires de diplomatie. Si les exemples français sous Philippe le Bel sont connus, ce n'est pas le cas des deux cartulaires établis pour la diplomatie de la dynastie portugaise d'Avis, l'un concernant l'alliance anglaise, l'autre la délimitation des frontières avec la Castille; c'est-à-dire l'un dans le cadre d'une paix, l'autre de conflits.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Le titre de cet ouvrage collectif est en anglais, mais il ne faut pas que le lecteur s'y trompe: trois communications seulement ont été rédigées dans cette langue; il y a sept communications en espagnol, quatre en italien et une en portugais. L'ensemble se termine par un précieux – et riche – index des manuscrits cités, mais est malheureusement dépourvu de tout index des noms propres ou des matières. Il n'en constitue pas moins une belle publication, qui permettra de mieux intégrer les cartulaires ibériques et italiens dans la réflexion globale sur la diplomatie médiévale.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94518](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94518)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Matthew Bryan Gillis, Religious Horror and Holy War in Viking Age Francia, Budapest (Trivent Publishing) 2021, 158 p. (Renovatio – Studies in the Carolingian World, 1), ISBN 978-615-6405-20-3, EUR 79,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Éric Barré, Caen

Le thème principal des recherches de Matthew Bryan Gillis, professeur associé au département d'histoire de l'université du Tennessee à Knoxville, porte sur la religion durant le haut Moyen Âge. L'essai qu'il propose sur l'«Horreur religieuse et la guerre sainte dans la France de l'âge des Vikings» entre totalement dans ce champ. L'ouvrage dispose de tous les appareils d'un travail universitaire: notes de bas de page, bibliographie, index, avec quelques manques minimes pour ce dernier. L'ensemble constitue une glose universitaire de qualité dans laquelle il souligne l'apport des travaux des étudiants qu'il met en valeur.

Le fil conducteur du propos est de montrer, au travers de textes de la fin du IX^e siècle, tout en s'autorisant quelques débordements antérieurs et postérieurs, que les auteurs de cette période utilisent le registre de l'horreur pour mettre en parallèle les exactions commises par les puissants envers les faibles et celles commises par les Scandinaves. Les vols et les pillages des premiers qui boivent le sang de leurs victimes et dévorent leur chair est similaire à celui des païens qui envahissent l'empire ou le royaume. Mais leurs crimes sont encore plus terribles car, en raison de leurs exactions, Dieu ne protège plus ses fidèles. Les sujets du souverain qui commettent de tels actes sont voués à l'excommunication et aux châtiments divins tant de leur vivant qu'après leur mort. Leur chair pourrit, les vers dévorent sans fin leur corps dans les flammes éternelles de la Géhenne. Pourtant le pêcheur peut sauver son âme par la pénitence ou, plutôt que de s'en prendre à son voisin, il doit combattre les ennemis de la chrétienté, source du salut, qui pourrait faire d'eux des martyrs participant sur Terre à la guerre cosmique opposant le bien et le mal.

Pour réaliser cette démonstration, Matthew Bryan Gillis a divisé son travail en quatre parties: «Les monstres du roi Carloman II et l'horreur religieuse carolingienne», «Protections spirituelles contre les monstres chrétiens», «L'héroïsme dans ›Le siège de Paris par les Normands‹ d'Abbon de Saint-Germain» et «La guerre cosmique dans les sermons d'Abbon de Saint-Germain». Il convient de préciser que les principaux éléments de la démonstration sont énoncés dans la première partie du travail. Les autres parties servent essentiellement à argumenter et à préciser l'ensemble. Pour cela, l'auteur a recours pour chaque partie à un texte de base qu'il complète d'autres sources et d'études antérieures. Ainsi, pour la première partie, le document de départ est le prologue capitulaire de Carloman II qui est émis au palais de Ver en 884. Dans ce dernier ne figure pas l'idée du gain du royaume des cieux



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

en combattant les païens et les infidèles, mais il en rend compte en citant un écrit de 853 du pape Léon IV et des paroles rapportées du pape Jean VIII de 878 qui y ajoutent l'obligation d'excommunier les pilliers d'église.

Il serait possible de multiplier les exemples. Ainsi la deuxième partie repose sur l'hymne »Dominus caeli rex conditor«, contemporain du capitulaire de 884, et le »Planctus Fulconis archiepiscopi Remensis« de 900. Dans la troisième partie Abbon de Saint-Germain, dans son récit, fait la description d'une guerre juste, source de martyrs et soutenue par les interventions de Saint-Germain. De fait, tout étudiant en histoire apprend dans ses premières années d'études que les descriptions des massacres commis par les Scandinaves sont l'œuvre des clercs, l'une de leurs principales victimes. Cette étude démontre qu'elle a aussi, parfois, d'autres sources, ainsi qu'un autre rôle qui est celui de dénoncer les déprédations commises par les puissants envers les faibles et les églises du royaume pour provoquer, par un réseau linguistique de l'horreur, une catharsis pour les premiers et pour diriger leur violence vers les ennemis de la chrétienté. À la suite de Matthew Bryan Gillis, il est possible d'y voir un discours dont le pape Urbain II s'est, peut-être, inspiré en prêchant la première croisade.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94519](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94519)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Matthew Gillis (ed.), Carolingian experiments, Turnhout (Brepols) 2022, 300 p. (Medieval and Renaissance Studies, 1), ISBN 978-2-503-59410-1, EUR 85,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Karl Ubl, Köln

Die Geistes- und Kulturgeschichte der Karolingerzeit fiel lange Zeit dem Verdikt anheim, dass diese Epoche einen Wert allein als Flaschenhals für die Überlieferung der Antike hatte und kaum zu eigenständigen Schöpfungen imstande war. Dieses Urteil wurde in den vergangenen Jahrzehnten durch Forschungen zur Technik der kreativen Kompilation in Theologie, Historiografie, Recht und Predigt grundlegend revidiert. In der Einleitung zum vorliegenden Band wird die Aussage von John Contreni, die Karolinger seien trotz ihrer selbst (»despite themselves«) innovativ gewesen, zustimmend zitiert. Doch den Autoren, die sich 2017 bei einer Tagung an der University of Tennessee trafen, geht es nicht nur darum, die Zeit des 9. Jahrhunderts als Zeit des Experimentierens in den Blick zu nehmen, sondern zugleich durch neue Fragestellungen und neue Methodologien Raum für wissenschaftliches Experimentieren zu geben. Aus dieser Zielsetzung ist ein abwechslungsreicher Band geworden, in dem weniger altbekannte Themen als scheinbar randständige und wenig erforschte Fragestellungen im Mittelpunkt stehen.

Der erste Teil befasst sich mit »Structures Familiar and Otherwise« und beginnt mit einer erhellenden Studie zur männlichen Kindheit von Valerie L. Garver, die aus einer bunten Collage von Quellen auf eine längere Adoleszenz bei Knaben im Vergleich mit Mädchen schließt. Paul Edward Dutton stellt verschiedene Experimente mit Eheschließungen innerhalb der karolingischen Familie gegenüber und akzentuiert die ebenso konsequente wie erfolgreiche Familienplanung Karls des Großen. Abigail Firey wendet sich gegen das dominante Narrativ der Kirchenrechtsforschung, das die kreative Jurisprudenz des 12. Jahrhunderts mit den monotonen Sammlungen des Frühmittelalters kontrastiert. Firey weist dagegen auf die pragmatische Haltung der karolingischen Gelehrten hin, die ein höchst effektives Experiment ermöglicht hätte: die Symbiose von kaiserlichem Hof und karolingischem Episkopat in einer »theokratischen« Ordnung. Anne Latowsky vergleicht die Darstellungen der Niederlage von Roncesvalles in der Historiografie der Zeit Ludwigs des Frommen: Während Einhard die Niederlage nutzt, um Karl zum erhabenen Augustus zu stilisieren, dient die Anekdote den Biografen Ludwigs dazu, ihn durch seine Eroberung von Barcelona in noch hellerem Lichte erstrahlen zu lassen. Matthew Gabriele zeigt, dass trotz der kompilatorischen Technik die Exegese von Daniel 2, 21 bei Hrabanus Maurus und Haimo von Auxerre sehr unterschiedlich ausfällt: Während Hrabanus an die Wiedererrichtung königlicher Gewalt in Zeiten der Krise glaubt, verschiebt Haimo den Fokus vom König auf die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Bischöfe und Fürsten. Andrew Romig analysiert eindringlich die rätselhafte Darstellung eines Kampfes zwischen Vogelscharen in einem Brief Theodulfs von Orléans an Modoin von Autun. Möglicherweise sei es Theodulf nicht um eine konkrete allegorische Aussage gegangen, sondern nur um die Veranschaulichung des Unverständnisses gegenüber den Wundern der Natur.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94520](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94520)

Seite | page 2

Der zweite Teil des Sammelbandes ist dem Kampf gegen die Sünde (»The Struggle Against Sin«) gewidmet. Der ausgezeichnet bebilderte Beitrag von Lynda Coon befasst sich mit der Darstellung von Meerjungfrauen im Sakramentar von Gellone: Diese Figuren repräsentieren weibliche Fruchtbarkeit und sind als Gegenbild zur priesterlichen Macht über die Sakramente zu verstehen. Courtney M. Booker macht auf eine Leerstelle in der Geschichte des Errötens aufmerksam: Die klassischen Untersuchungen überspringen in der Regel das Frühmittelalter, obwohl bereits bei Ratramnus von Corbie die Fähigkeit des Errötens als Distinktionsmerkmal des Menschen gegenüber Tieren identifiziert wurde. Martha Rampton fragt nach der geringen Bedeutung von Dämonen in der Literatur der Karolingerzeit und sieht darin eine Folge des moralischen Diskurses der christlichen Reform, der dazu geführt habe, dass die Gelehrten nicht Dämonen, sondern die Sündhaftigkeit der Menschen für das Unglück in der Welt verantwortlich machten. Zuletzt analysiert Matthew Bryan Gillis das Klagegedicht des Florus von Lyon über die Teilung des Reiches (»Querela de divisione imperii«) Strophe für Strophe und schreibt dem Text vor dem Hintergrund der Prädestinationslehre des Autors einen transformativen Charakter zu: Die Leser des Textes sollten sich als Teil einer kleinen Gemeinde der Erwählten erkennen, die sich von der Schlechtigkeit der Welt des Bürgerkrieges abwenden.

Insgesamt bezeugt der Sammelband die Lebendigkeit der Karolingerforschung jenseits des Atlantiks und liefert wichtige Bausteine für eine neue Kulturgeschichte des 9. Jahrhunderts. Es ist zu hoffen, dass der Band den Anlass dafür gibt, eine dringend notwendige Synthese zu schreiben, um die Erkenntnisse der jüngsten Forschung zu bündeln und ein neues Gesamtbild des karolingischen »Experimentierens« vorzulegen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Knut Görich (Hg.), Cappenberg 1122–2022. Der Kopf, das Kloster und seine Stifter, Regensburg (Schnell & Steiner) 2022, 448 S., 208 farb. Abb, 17 s/w Abb., ISBN 978-3-7954-3612-4, EUR 50,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Florian Meunier, Paris

Un très beau volume, aussi détaillé qu'intéressant, rassemble les résultats d'un colloque consacré en 2019 à la tête de Cappenberg, image iconique de l'art roman germanique du XII^e siècle longtemps considérée comme le portrait de l'empereur Frédéric Barberousse, ainsi qu'au contexte historique de l'abbaye-château qui l'abrite. Le livre paru en 2022 marque le 900^e anniversaire de la fondation que les frères Gottfried et Otton, comtes de Cappenberg, établirent en 1122 en convertissant leur château en une abbaye de chanoines prémontrés. Il s'agit là d'une des toutes premières fondations de l'ordre de saint Norbert avec Prémontré et Floreffe, et la première à l'Est du Rhin.

Disons-le d'emblée, l'examen détaillé de la tête de Cappenberg a révélé son caractère originel de reliquaire avec l'ensemble des inscriptions en l'honneur de saint Jean l'Évangéliste, permettant d'abandonner, après cent-trente ans de publicité autour de la figure présumée de l'empereur, l'identification erronée à Frédéric Barberousse.

Les dix-sept textes sont ordonnés en trois chapitres. Le premier est consacré au contexte historique et politique de la fondation. Le chapitre II concerne le culte de saint Jean l'Évangéliste et le rôle du bassin de Berlin dit du baptême de Barberousse, les reliques trouvées dans la tête et la représentation de la tête. Le chapitre III revient sur la matérialité de la tête de Cappenberg mais aussi sur les inscriptions et des objets de comparaison. Fait notable, l'équipe de recherche fait aussi l'objet d'un chapitre à la fin du volume.

Grâce à K. Görich, on plonge en introduction dans l'aventure historiographique de la célèbre tête et les conditions qui ont permis d'en changer l'interprétation: découverte dans une armoire de l'ancienne église abbatiale de Cappenberg, elle fut rapprochée du testament du parrain de l'empereur et ainsi considérée dès 1886 comme le portrait de l'empereur, que ce soit dans les publications et expositions du XX^e siècle comme celle de 1977 («Die Zeit der Staufer») mais aussi plus récemment au XXI^e siècle. On pensait alors à tort que la tête de l'empereur aurait pu être à l'origine en métal argenté et qu'elle aurait été gravée postérieurement à 1170 d'inscriptions pour devenir un reliquaire au nom de saint Jean.

Si l'on revient aux origines de la fondation des Prémontrés de Cappenberg, elle se caractérise par la conversion d'un château en une abbaye de chanoines réguliers par la volonté des comtes de se



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

repentir après l'incendie de la ville et de la cathédrale de Münster dont ils s'étaient rendus coupables. Leur fondation fut décidée après leur rencontre avec saint Norbert à Cologne.

Après la mort prématurée de son frère aîné en 1127, le cadet, ancien comte de Cappenberg Otton, devint abbé (*praepositus* en latin, *Propst* en allemand) de sa propre fondation. Il souhaita inscrire la *memoria* de son action autour des reliques de saint Jean l'Évangéliste qu'il institua comme saint patron de l'église et légua plusieurs objets vers 1160:

- une croix d'or disparue;
- une tête en argent (*capud argenteum*);
- un bassin qui est celui dit du baptême de Barberousse (*Taufschale Barbarossas*), acquis par le Kunstgewerbemuseum de Berlin en 1933.

Examinée une première fois sans publicité en 1978, la tête de Cappenberg, qui porte l'inscription latine *Hic quod servetur de crine Johannis habetur*, a pu être réétudiée et doit être désormais considérée comme celle de saint Jean l'Évangéliste (âgé et barbu) dont le culte des reliques est à relier à la volonté d'Otton. La tête de Cappenberg en bronze doré, qui peut être datée vers 1160, n'a donc pas de rapport direct avec Barberousse, filleul d'Otton, ni avec la tête d'argent qui était dite *ad imperatoris formatum effigiem*, ce qui pourrait être traduit comme ayant la forme d'une tête d'empereur, ou bien ayant la forme de la tête de l'empereur. Cette tête perdue pourrait avoir été, en réalité, un petit aquamanile comme celui qui est conservé au trésor d'Aix-la-Chapelle.

Les reliques avec leurs textiles, boîtes, étiquettes ou authentiques d'une part, et les inscriptions de la tête et de son socle, d'autre part, ont été étudiées de façon critique et très minutieuse de la même façon que plusieurs reliquaires germaniques de prestige, comme celui de l'empereur ottonien saint Henri du Louvre, objet contemporain de la tête de Cappenberg¹. Il en ressort une lecture complexe mais désormais claire de la tête qui fut dès l'origine conçue comme reliquaire. En particulier, les reliques de saint Jean sont mentionnées sur l'inscription, réalisée dès l'origine au moment de la fonte du métal, qui court sur le col de la tête, tandis que le mot *apocalista* et le donateur *Otto* sont cités sur les créneaux de son socle avec le mot *apocalista*. L'étude matérielle a montré que le socle avait été conçu pour la tête, ce qui n'était pas évident, et les créneaux portés par quatre anges peuvent ainsi être interprétés comme la Jérusalem céleste annoncée par l'«Apocalypse» de saint Jean. Ainsi, ni argenture ni ajout d'inscriptions n'ont été trouvés en 2021, confirmant ce qui avait été constaté dans des rapports antérieurs passés inaperçus de 1978

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94521](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94521)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Klaus Gereon Beuckers, Dorothee Kemper (Hg.), *Das Welandus-Reliquiar im Louvre. Ein Hauptwerk niedersächsischer Emailkunst in interdisziplinärer Perspektive*, Regensburg 2018.

jusqu'à ce que leur redécouverte donne naissance au groupe de recherche à l'origine du colloque de 2019.

Quant au bassin de Berlin (*Taufschale*) provenant du trésor de Cappenberg, sa production peut être attribuée à la région rhénane, avec les inscriptions latines et la scène commémorative du baptême de Barberousse immergé dans la cuve (*Fridericus imperator*) et de son parrain (*Otto*) réalisées vers 1170 si l'on se fie au style des figures, ou même vers 1180–1190 si on les compare aux inscriptions bien datées de l'atelier de la châsse de saint Annon de Siegburg. L'inscription circulaire extérieure indique qu'il s'agit d'un don de l'empereur en l'honneur de son parrain Otton, mais il faut interpréter les personnages et les inscriptions comme un souvenir ajouté sur le bassin en mémoire du comte et abbé qui était mort en janvier 1171.

L'étude matérielle de la tête de Cappenberg met l'accent sur la couronne disparue qui la ceignait. Le creux qui accueillait cette pièce rapportée disparue a été l'un des points de confusion, à la fin du XIX^e siècle, avec la mention de la tête d'empereur en argent, puisqu'on pouvait penser que Frédéric Barberousse, comme un empereur romain, était couronné de lauriers dont seuls les rubans sont représentés sur la nuque de la tête qui est désormais avec certitude celle de saint Jean. La tête est en bronze fondu et doré. Elle relève à ce titre d'une production dont les centres prestigieux se trouvaient en Basse-Saxe au XII^e siècle avec Hildesheim et Magdebourg.

Ajoutons enfin que le volume du colloque a été complété, en particulier pour les domaines artistiques et culturels, par le catalogue de l'exposition »Barbarossa. Die Kunst der Herrschaft« (Petersberg 2022), correspondant à l'exposition tenue au château de Cappenberg et au LWL-Museum de Münster où ont été réunis, successivement en 2022 et 2023, le bassin prêté par Berlin et la tête de Cappenberg.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94521](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94521)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Monique Goullet, L'hagiographie est un genre introuvable. Études d'hagiographie latine (VI^e–XI^e s.) réunies par Fernand Peloux avec la collaboration de Michèle Gaillard, Paris (Éditions de la Sorbonne) 2022, 288 p. (Histoire ancienne et médiévale, 181), ISBN 979-10-351-0790-1, EUR 24,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Klaus Herbers, Erlangen

Gleichsam als Festschrift werden in diesem Band elf Abhandlungen von Monique Goullet aus den Jahren 1996 bis 2016 wiederabgedruckt. Damit wird eine Gelehrte geehrt, die ihre wissenschaftliche Laufbahn fast ausschließlich der Hagiografie gewidmet hat. Ihre Zugangsweise zu einem eher fluiden Gegenstand charakterisiert Fernand Peloux in seiner sehr konzisen »Introduction« (S. 7–14), indem er ein eindrückliches Zitat der Geehrten anführt: »L'hagiographie est un genre introuvable, et ce n'est d'ailleurs ni un genre ni une catégorie littéraire, ni même un type de discours« (S. 7). Goullets Hauptwerk »[La réécriture hagiographique dans l'Occident médiéval](#)« (2003), das im engen Austausch, wie viele ihrer Publikationen, mit Guy Philippart, François Dolbeau und dem von Martin Heinzelmann am DHI Paris betriebenen Programm »Sources hagiographiques de la Gaule« entstanden ist, konnte nicht in die hier besprochene Sammlung aufgenommen werden.

Zusammen mit der einleitenden Würdigung ermöglicht die Auswahl der Beiträge in diesem Band einen guten wie auch repräsentativen Einblick in das insgesamt wesentlich breitere wissenschaftliche Werk von Monique Goullet. Gegliedert wird in vier Abschnitte. Zwei Aufsätze handeln von Theater und Poesie, dabei zählt der Aufsatz zu den Dramen Hrosviths von Gandersheim zu den frühesten Aufsätzen Goullets. Eine zweite Rubrik behandelt Lothringen. Ihre Studien zu Adso von Montier-en-Der setzen sich zudem mit philologischen Argumenten kritisch mit den Thesen von Karl-Ferdinand Werner auseinander, der die Chlotildenvita noch Adso zuschreiben wollte. Ein weiterer Beitrag zur Vita Leos IX. entstand wohl im Zusammenhang mit ihrer [Edition der Toulser Vita](#) eben jenes Papstes. Fragen der *réécriture hagiographique* stehen im Aufsatz zur Vita des hl. Adelphus im Vordergrund.

Fragen der *réécriture* bestimmen ebenso zwei Aufsätze des dritten Abschnitts zur Topik, ein dritter setzt sich mit der Frage der Tugendkataloge auseinander. Die letzte Abteilung zur merowingischen Hagiografie und zu den großen Legendaren erinnert auch daran, dass sich Monique Goullet, zusammen mit Alain Boureau, nicht zuletzt der wirkmächtigen »Legenda aurea« und ihrer Übersetzung (2004) gewidmet hat. Im Aufsatz des vorzustellenden Sammelbandes fragt sie nach den griechischen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Traditionen in den lateinischen Legendaren. Hier handelt es sich in großem Maße um Fragen von Übersetzung und Anpassung.

Nachdrucke von zentralen Studien, wie im vorliegenden Fall, gruppieren Forschungen, die zusammengehören, aber an verschiedenen, oft entlegenen Orten publiziert wurden. So ist den Herausgebern nicht nur für die vorangestellte Einleitung zum Gesamtwerk Goullets und zu deren Veröffentlichungsliste zu danken, sondern vor allem zu der glücklichen Auswahl zu gratulieren. Eine Zusammenstellung ermöglicht zudem – anders als meist bei Zeitschriftenaufsätzen möglich – ein Register. Hier sind dem Band Indices zu den klassischen Autoren, sowie zu den zitierten Heiligen und den Manuskripten beigegeben.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94523](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94523)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gesine Güldemund, Das Erbrecht der Buch'schen Glosse, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2021, 693 S. (Forschungen zur deutschen Rechtsgeschichte, 35), ISBN 978-3-412-52189-9, EUR 100,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Ulrich-Dieter Oppitz, Elchingen

Unter der Betreuung durch den Bayreuther Rechtshistoriker Bernd Kannowski ist wieder einmal eine beeindruckende Dissertation entstanden. 2019 schloss die Verfasserin ihre Arbeit zum Erbrecht der »Buch'schen Glosse« ab. Der Jurist Johann von Buch versah etwa 100 Jahre nach der Entstehung des Sachsenspiegels dieses Rechtsbuch mit einer Glossierung – darin folgte er dem Vorbild der »Glossae Ordinariae« des römisch-kanonischen Rechts. Mit seiner Glossierung, die in der Folge die Bezeichnung »Buch'sche Glosse« erhielt, prägte Johann von Buch über Jahrhunderte die weitere Entwicklung des sächsischen Rechts. In das Zentrum der Untersuchung ist der rechtliche Gehalt der »Buch'schen Glosse« einerseits zum Recht des Sachsenspiegels und andererseits zum römisch-kanonischen Recht gestellt. In tiefgehenden Ausführungen setzt sich die Verfasserin mit den erbrechtlichen Regelungen des Sachsenspiegels und des römisch-kanonischen Rechts auseinander, um sie mit der Fassung in der »Buch'schen Glosse« zu vergleichen. Für ihre Untersuchungen hat sie drei wesentliche Bereiche gebildet, in die sie die zahlreichen Detailfragen des Erbrechts einpasst: die Erbfolge, die Rechtsgeschäfte von Todes wegen und das Ehegüterrecht im Todesfall und die zu beachtenden Sondermassen.

In ihrer überaus sorgfältigen Untersuchung überprüft die Verfasserin anhand einzelner Glossenstellen, wie im Sachsenspiegelrecht einerseits und dem römisch-kanonischen Recht andererseits bestimmte Rechtsfragen gelöst wurden. Wohlbegründet stellt die Verfasserin fest, dass der Glossator in einer bewussten Abweichung von der in der Rechtspraxis üblichen Auslegung in der Glosse anstrebt, den Sachsenspiegeltext im Sinne des römisch-kanonischen Rechts auszulegen. Aus den Glossenstellen, in denen der Glossator den Sachsenspiegel als ein Privileg beschreibt, das Karl der Große gegeben hat, schließt die Verfasserin, dass der Glossator von einer weitgehenden Übereinstimmung des Sachsenrechts mit dem gemeinen Recht ausgeht. Wenn auch Details des Sachsenrechts vom gemeinen Recht abweichen, so sei der Sachsenspiegel doch als eine kürzere Darstellung des römisch-kanonischen Rechts anzusehen. Die Stellen des Glossenprologs, die sich mit der zeitgenössischen Rechtspflege befassen, sind der Verfasserin ein Beleg dafür, dass nach Ansicht Johann von Buchs der Sachsenspiegel von der zeitgenössischen Rechtspraxis überwiegend falsch verstanden wird. Zu diesem Falschverständnis habe beigetragen, dass den Rechtspraktikern das nötige Rechtswissen fehlte und dass der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Rechtsstoff in äußerst ungeordneter Weise dargestellt worden sei. Hierbei sei von einer verkürzten und konfusen Darstellungsweise im Sachsenspiegel auszugehen. Nach Ansicht der Verfasserin habe der Glossator bei seiner Glossierung nicht vorgehabt, das geltende sächsische Recht darzustellen, sondern er habe mit seiner Arbeit beabsichtigt, den eigentlichen Sinn des Sachsenspiegels, wie er ihn verstand, zu ermitteln.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94524](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94524)

Seite | page 2

Für seine Beweisführung bedient sich Johann von Buch zahlreicher Belegstellen aus Quellen des gelehrten Rechts. Bemerkenswert ist es, wie die Verfasserin diese Stellen untersucht und in Verbindung zum Text der Glosse setzt. Gerade bei der Ordnung der Erbfolge, die in nur wenigen recht abstrakten Artikeln des Sachsenspiegels beschrieben ist, gelingt der Verfasserin der Nachweis, dass sich der Glossator über den Text des Sachsenspiegels hinwegsetzt. Dabei widerspricht der Wortlaut des Sachsenspiegels dem gelehrten Recht bei der Benachteiligung von Frauen und der weiblichen Linie. Dem Glossator kommt bei seinem Vorgehen zugute, dass das gelehrte Recht die getroffenen Regelungen bereits als *non iuste* bezeichnete. Bei den ehedüterrechtlichen Regelungen für den Todesfall behält der Glossator zwar die Rechtsinstitute bei, doch werden sie durch Gleichsetzung mit römischrechtlichen Rechtsinstituten als Konkretisierung allgemeiner Billigkeitsregeln des gelehrten Rechts beschrieben. Eine weitgehende Änderung im Recht der Rechtsgeschäfte von Todes wegen in der Glosse zeigt sich bei der Übernahme der Enterbungsgründe aus Novelle 115, für die es im Sachsenspiegel, anders als in Art. 15 des Schwabenspiegels, keine so weitgehende Regelung gibt. Die Verfasserin vergleicht die durch den Glossator dargestellte Auslegung mit dem zeitgenössischen und jüngeren Schöffengericht und zeigt dabei, dass sich die Auslegung, die der Glossator einzelnen Regelungen gab, noch nicht in der Rechtspraxis durchgesetzt hatte.

In einem besonderen Abschnitt befasst sich die Verfasserin mit grundsätzlichen Fragen der Glossenforschung, der den Umfang einer eigenen Veröffentlichung annimmt. Sie setzt sich mit der durch Claudius von Schwerin und seine Mitarbeiterinnen vertretenen Schichtentheorie zur Entstehung der »Buch'schen Glosse« auseinander. Grundsätzlich verdienen diese Ausführungen Beachtung, doch leiden sie daran, dass die Verfasserin sich mit zwei Ausarbeitungen Schwerins auseinandersetzt, die bislang nicht gedruckt vorliegen. Um die Einwände der Verfasserin verlässlich würdigen zu können, wäre es geboten gewesen, die nicht allzu umfangreichen Ausführungen abzudrucken. Ohne diesen Abdruck ist der Eindruck eines Schattenboxens schwer zu vermeiden. Wie soll ein Leser Argumente würdigen, deren Basis nicht nachprüfbar ist? Hatte Kannowski noch Schwierigkeiten, diese Quellen bereitzustellen, so ist für die Verfasserin dieser Hinderungsgrund entfallen: seit dem 1. Januar 2015 ist der Nachlass Schwerins gemeinfrei und daher bereit für einen Druck. Wenn sie schließlich, wie auch schon Bernd Kannowski und Frank Michael Kaufmann, ohne eigenständige Argumente zu dem Ergebnis kommt, dass die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Schichtentheorie als widerlegt anzusehen sei, so ist nach dem Sinn der dazu gemachten Ausführungen zu fragen.

Innovativ an der Arbeit ist der Versuch zu werten, sie in einer »geschlechtergerechten Sprache« (S. 45 Anm. 177) vorzulegen, die »grammatikalisch überwiegend auf ein generisches Femininum« hinauslaufe (S. 47 Anm. 178). Hierzu ist der Arbeit nicht zu entnehmen, ob diese Sprachfassung bereits in der Begutachtungsphase an der Universität Bayreuth vorgelegen oder ob die Arbeit ihre Sprachgestaltung im Druckprozess gefunden hat. Nicht überzeugend ist der Hinweis, bei der Verwendung des generischen Maskulinums ohne besondere Kennzeichnung werde nicht deutlich, wann die männliche Form generisch verwendet sei und wann die dargestellte Regelung tatsächlich nur für männliche Personen gelte, es verbleibe damit »bei einer nicht wünschenswerten Unschärfe der Darstellung«. Statt eine insgesamt schwer lesbare und schwierig verständliche Darstellung zu schaffen, hätte die Verfasserin doch in den wenigen Zweifelsfällen die notwendige Schärfe der Darstellung bieten können. Stattdessen lässt sie Leser und Leserinnen mit der Frage allein, welche »akademisch gebildeten Zeitgenoss*innen« im 14. Jahrhundert bereits gefestigte Vorstellungen vom Verständnis des Sachsenspiegeltextes besaßen«.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94524](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94524)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jeffrey F. Hamburger, *The Birth of the Author. Pictorial Prefaces in Glossed Books of the Twelfth Century*, Turnhout (Brepols) 2021, XXV–301 p., 150 col. fig. (Studies and Texts, 225), ISBN 978-0-88844-225-3, EUR 95,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Pascale Bourgain, Paris

Superbe ouvrage ... bien que ne correspondant pas tout à fait avec ce que le titre fait attendre. Il ne s'agit pas de la naissance de l'auteur, mais de la reconnaissance du commentateur comme auteur à part entière, dans les manuscrits illustrés de la période monastique. L'auteur travaille à la façon de Grégoire le Grand: en »produisant des témoins«, en proposant des rapprochements avec d'autres images qui lui semblent en résonance avec celle qu'il commente, et à laquelle il ne revient parfois qu'après plusieurs dizaines de pages. Cette démarche n'est pas sans charme mais oblige à de constants réajustements.

Le premier chapitre commente un certain nombre de paratextes picturaux qui placent l'auteur de commentaires bibliques en position d'autorité. Le deuxième est moins bien relié au thème central: sous le titre »Medieval ut pictura poesis«, il étudie un manuscrit d'Horace porteur de lettrines qui renvoient au texte de façon descriptive (probablement pour retrouver un poème par son contenu), et notamment aux monstres hybrides condamnés pour leur invraisemblance au début de l'art poétique, avec des réflexions sur la monstrosité comme repoussoir moral et pourtant attirance esthétique dans l'art post-classique dit barbare. Le troisième chapitre, sur les préfaces polémiques, montre comment les images introductives dévalorisent l'adversaire en affirmant l'autorité de l'auteur. Le quatrième chapitre, sur la rhétorique des images, suit les traces de Mary Carruthers (»The Craft of Thought«, 1998), et envisage certains procédés (la présence d'une architecture signifiante, les oppositions ou rapprochements, le jeu de l'image et du texte sur la page) comme des tropes ou figures de style, en étudiant spécialement un manuscrit autrichien du commentaire de Gilbert l'Universel à Jérémie, le »rhéteur divin«. Enfin le cinquième chapitre s'intéresse à la représentation de visions avec l'auteur rêvant, et s'attache à Rupert de Deutz commentant le »Cantique des Cantiques«, à qui apparaît la Vierge (qu'il identifie à l'Épouse). Le tout est soutenu par une excellente bibliographie.

Demeure un regret: une certaine désinvolture se fait jour dans les transcriptions du latin et une plus grande négligence encore dans les traductions. Or, les excellentes photos permettent généralement de rectifier les lectures; en revanche l'impression fautive demeure sur les traductions. Le caractère rimé de la poésie latine de l'époque n'est jamais exploité, l'ordre des mots et la tendance au parallélisme syntaxique ne sont pas pris en compte



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

pour la compréhension. Généralement cela n'a qu'une importance mineure; mais en certains cas ces inflexions de lecture ont quelque conséquence sur l'interprétation.

On lira donc, p. 19, *hoc supplico*; p. 20, *Venite benedicti patris mei* signifie »Venez, vous les bénis de mon père« et non »Come and bless, my father«; et *inquit* est une graphie médiévale pour *inquit*, et non un pronom indéfini *in quid*: »Car, dit-il, c'est à moi de vous accorder de vous asseoir à ma droite« et non »For mine is in that to give you ...«; p. 35, lire *prologus Venerabilis Bede prespiteri in evangelium*; p. 37, il n'est pas exact que le corps et le livre sont interchangeables: *corpus* est le terme technique pour un recueil de plusieurs œuvres, pas n'importe quel livre. P. 49, l'épithète de Geoffroy de Saint-Victor est à comprendre en tenant compte de la valeur des adjectifs verbaux: »Épithète de Geoffroi à inscrire mot à mot (*secundum litteram*) sur son tombeau, pour être rédigée selon le sens secret de ce livre (probablement *huius libri*)«. P. 51, lire Goffridus; p. 73 l. 2, lire *corpore*. P. 113, *Rex Salomon iuvenes uti ratione volentes / Instruit, informat preceptis, moribus ornat* signifie »Le roi Salomon instruit les jeunes gens qui veulent se servir de la raison, les forme par ses préceptes, les embellit par de bonnes mœurs« et non »wishing that the youth employs reason, instructs, informs and adorns them with moral precepts«. La fig. 128 est mal traduite p. 177: *ad quantam altitudinem Jheremias conscenderit, unde quasi de specula ... considerat*: de cette hauteur, Jérémie contemple les malheurs du siècle non »as if in a mirror« (qui serait *in speculo*), mais comme du haut d'un observatoire. Lire, p. 196, *nove signacula legis*. Enfin, la traduction du graffiti de la figure 150 repose sur une lecture peu sûre, et même en corrigeant *pegat* du manuscrit en *tegat* (mais il faudrait le dire), la traduction de *sed tegat hec tibi sensum* par »but this sense/understanding covered you«, qui ne tient pas compte du subjonctif présent et accouple un nominatif/neutre pluriel à un accusatif masculin, est impossible. Dans le cas présent, la lecture *tegat*, qui n'est pas vraiment assurée, fait rebondir l'auteur vers le sens d'*integumentum* d'où *involucrum*, d'où le rideau qui surmonte la tête de Donat: ce qui permet d'introduire, plutôt artificiellement, la notion d'*integumentum*, qui n'apparaît pas ailleurs dans l'ouvrage. On proposera, explicitant l'ajout du masque sur la tête de Donat: »Ce n'est pas que je veux te pendre, c'est pour que cela (*hoc* plutôt que *hec*, le verbe étant au singulier) te masque le sens.« Déjà avancé dans ses études d'après son écriture, un étudiant se moque du manuel de ses débuts.

De façon légèrement fourvoyante pour le commentaire, p. 131–132, la traduction de l'inscription sur le cadre de la figure de l'Église souffrante des manuscrits d'Erlangen et de Bamberg repose sur une mauvaise ponctuation et aboutit à un contresens: *Ecclesie ... compatitur Dominus: caput hic est, illaque corpus. / Ecclesie fili pugne precingere tali: fraude, manu, lingua vexaberis intus et extra*, »Le Seigneur souffre avec l'Église éprouvée ...: il est la tête, elle est le corps. Les fils de l'Église la circonviennent en la combattant ainsi: par la ruse, la violence, en paroles, tu seras harcelée de l'intérieur et de l'extérieur« et non »This is the head of the Holy church, for which the Lord feels pity as her body suffers the bruises

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94525](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94525)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

of Satan. The lying hand of fraud surrounds the sons of the church with battles ...», qui ne tient aucun compte de la grammaire. Le commentaire en est infléchi: le corps du Christ n'est pas identifiable au corps de l'Église (p. 132). Cette désinvolture par rapport aux textes, chez un auteur qui cherche pourtant à s'en servir le plus possible, risque de jeter le doute sur certains développements.

Mais il est inutile de se gêner le plaisir: des manuscrits peu connus et souvent étonnants (comme les gloses dessinées comme une dentelle de l'Horace de Cambridge ou l'étonnant »Y de Pythagore« d'Erlangen, fig. 94), des commentaires ingénieux, des rapprochements suggestifs, même si certains sont de l'aveu de l'auteur hasardeux (»far-fetched«), font de cette promenade à travers les manuscrits un champ de découvertes. L'auteur en tout cas a pleinement rempli son but: montrer à quel point ces peintures sont expressives, inventives et intelligentes.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94525](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94525)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Elmar Hofman, *Armorial in Medieval Manuscripts. Collections of Coats of Arms as Means of Communication and Historical Sources in France and the Holy Roman Empire (13th–Early 16th Centuries)*, Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2022, 378 S., 46 Abb. (Heraldic Studies, 4), ISBN 978-3-7995-1554-2, EUR 58,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Aaron Jochim, Paderborn

Studien, die sich eine systematische Erschließung und Untersuchung von mittelalterlichen Wappenbüchern zum Ziel machten, sind bislang rar geblieben. Besonders für das römisch-deutsche Reich gilt immer noch der 1939 erschienene Überblick von Egon von Berchem, Donald Lindsay Galbreath und Otto Hupp als wichtiges Grundlagenwerk. Nur selten wurde der Versuch unternommen, neben repertoriumsartigen Verzeichnissen den historischen Quellenwert von Wappenbüchern genauer zu erkunden. Daher ist es zu begrüßen, dass nach der Synthese der langjährigen Editionsarbeit des dänischen Heraldikers Steen Clemmensen 2017 nun mit Elmar Hofmans Dissertation eine weitere Monografie erschienen ist, die sich ganz dieser Quellengruppe widmet. Die Arbeit entstand im Rahmen des von Torsten Hiltmann geleiteten Projekts »Die Performanz der Wappen« an der Universität Münster und ist durch den dort verfolgten Ansatz geprägt, Traditionen der Heraldik kritisch zu hinterfragen und Wappen und ihren Gebrauch konsequent zu historisieren.

Der problematisierende Zugriff des Autors äußert sich bereits in zwei grundsätzlichen Entscheidungen zu Beginn der Studie. So stellt sich Hofman die Frage, welche Quellen unter einem »Armorial« zu fassen sind, da bislang unklar geblieben sei, was ein »Armorial« eigentlich ist. Der Autor versteht darunter eine »Wappensammlung«, die eine gewisse Kohärenz aufweist, wobei er betont, dass diese Wahrnehmung im Grunde auf einem modernen (Analyse-)Konstrukt beruht. Auch verstreut liegende Wappen oder zahlenmäßig kleine Wappengruppierungen, etwa in einer Miniatur, können also bei einem erkennbaren Zusammenhang als »Armorial« bezeichnet werden, nicht nur die großen, ganze Kodizes füllenden Wappenhandschriften. Die Vielfalt an Beispielen, die sich aus einer solchen Definition ergibt, strukturiert der Autor durch den Rückbezug auf Textgenres, in deren Umfeld die Armoriale begegnen (Stundenbücher, Chroniken, höfische Romane etc.). Einen Sonderfall bilden für Hofman »Armorial books«, d. h. ausschließlich Wappensammlungen umfassende Handschriften, die er zwar in den Überblick aufnimmt, in denen er aber keine Gattung bzw. Genrehaftigkeit gegeben sieht. Um Vorannahmen zu vermeiden, die Armoriale fest mit bestimmten Präsentationsweisen, Werken oder medialen Trägern



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

assoziiieren, erweist sich die englische Begrifflichkeit für die Arbeit als vorteilhaft; Hofman spricht ansonsten von »collections of coats of arms«. Den im Deutschen in der Regel verwendeten Begriff »Wappenbuch« lehnt er aufgrund dieser Implikationen hingegen ab.

Im zweiten Kapitel macht der Autor deutlich, dass er ein Armorial stets an das Werk und das Medium, in dem es begegnet, rückgebunden sieht. Im Fall der Studie handelt es sich dabei um mittelalterliche Handschriften – insgesamt eine Auswahl von 135 Stück –, die auch bei Kopien oder Teilkopien von mittelalterlichen Wappensammlungen jeweils eigenständig und als wesentliche Grundlage der Analyse betrachtet werden. Inhalt und Material, Wappensammlung und Handschrift (als materieller Träger) bilden für den Autor – im Sinne des *material turn* – eine Einheit.

Methodisch orientiert Hofman seine Studie an der jüngeren Semiotik und Kommunikations- und Medienwissenschaft. Angesichts des Entstehungsorts der Studie überrascht an dieser Stelle etwas, dass die einflussreichen Münsteraner Konzepte zu Kommunikationsformen und -praktiken der Vormoderne nicht explizit in die Überlegungen einbezogen werden.

Zum Tragen kommt der kommunikationshistorische Ansatz vor allem ab dem vierten Kapitel, das den Versuch unternimmt, die Textanteile in den Wappenhandschriften umfassend zu berücksichtigen. Von Interesse sind für den Autor besonders die häufigen kurzen Einleitungstexte zu den einzelnen Wappensammlungen, in denen er eine spezifische zeitgenössische Zusammenfassung des Inhalts sieht. Gegenüber der verbreiteten Einteilung von Wappensammlungen nach Anthony Wagner bzw. Michel Pastoureau schlägt Hofman vor, sich an Stichworten in diesen Texten zu orientieren und, anstatt von »occasional armorials«, »general armorials« oder »ordinaries« zu sprechen, vielmehr darauf zu achten, wie die Zeitgenossen die Wappenfolgen einordneten. Anhand der Texte identifiziert Hofman insgesamt fünfzehn allgemeine »Indikatoren« wie Rang, persönlicher Titel oder Ahnen/Verwandtschaft, die den Inhalt strukturieren können. Neben den oben genannten Textgenres findet sich auch hier ein Ansatzpunkt der Studie für eine neue Typologisierung von Wappensammlungen.

Das fünfte Kapitel stellt den sozialen Kontext der Quellen ins Zentrum, wobei der Rückbezug auf eine bestimmte mittelalterliche Handschrift – den materiellen Träger – entscheidend bleibt. Hofman fragt also nicht nach den Verfassern von Wappensammlungen, sondern nach den Herstellern der Handschriften. Im Anschluss an die jüngere Forschung wendet er sich gegen die These, dass die Wappensammlungen in erster Linie (oder sogar ausschließlich) von Herolden verfasst wurden. Begleitet wird dieses Kapitel, wie auch die übrigen, immer wieder von Statistiken mit einer quantitativen Auswertung des Quellenkorpus.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94527](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94527)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Kapitel 6 untersucht Wappensammlungen als visuelle Konfiguration; der Autor diskutiert darin spezifische grafische Darstellungsweisen und Anordnungen der Wappen, die in den Sammlungen begegnen. Diese konnten etwa politisch-soziale Ordnungsvorstellungen ausdrücken oder die Konstruktion dynastischer Kontinuität. Das letzte Kapitel vertieft in vier Beispielen die Untersuchung von Absichten, die Wappensammlungen in mittelalterlichen Handschriften zugrunde liegen konnten.

Die im Rahmen der Studie vorgestellten alternativen Ansätze können insgesamt überzeugen, auch wenn sie sich teilweise in zukünftigen vertiefenden Arbeiten erst noch werden durchsetzen müssen. Kapitel 2 hinterlässt gleichwohl den Eindruck, dass es stimmiger gewesen wäre, die Ablehnung von Auffassungen der älteren Forschung stärker aus der Analyse folgen zu lassen, als sie dem Hauptteil voranzustellen. Auch stellt sich die Frage, ob die ab dem 15. Jahrhundert gerade in den »armorial books« wiederkehrenden Strukturelemente, komplexen Gestaltungsformen (auch unter Einbeziehung von Bildthemen) und Anordnungen von Wappensammlungen möglicherweise doch eine Einordnung als Gattung rechtfertigen können.

Am Mehrwert der kenntnisreichen und reflektierten Studie ändert diese kleinere Kritik freilich nichts. Der Autor unternimmt eine in vielen Punkten dringend erforderliche Revision der bisherigen (vor allem englischen, französischen, deutschen und niederländischen) Forschung und argumentiert konsequent für neue Ansätze. Ein Verdienst ist sicherlich, dass Elmar Hofman durch die Berücksichtigung auch kleinerer Wappensammlungen auf Handschriften aufmerksam macht, die bisher noch nicht oder kaum unter »armorialen« Gesichtspunkten untersucht worden sind. Seine Studie stellt einen wichtigen Beitrag dazu dar, ein solides Fundament für die weitere Beschäftigung mit dieser Quellengruppe zu bilden, gerade auch von Seiten der Geschichtswissenschaft.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Annette Kehnel, Wir konnten auch anders.
Eine kurze Geschichte der Nachhaltigkeit,
München (Blessing Verlag) 2021, 486 S., s/w Abb.,
ISBN 978-3-89667-679-5, EUR 24,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Dietrich Lohrmann, Aachen

Das Schönste an diesem Buch ist die Sprache, man kommt nicht los von ihr und liest immer weiter. Kaum hat man eine glückliche Formulierung hervorgehoben, folgt schon die nächste. Doch Stoffbeherrschung und Gedankenführung beeindrucken nicht minder. Sie dürften den Ausschlag gegeben haben, dass dieses Buch einer Mediävistin und studierten Biologin den Preis für eines der besten Sachbücher des Jahres 2021 erhalten hat. Kaum ein Jahr später liegt es schon in fünfter Auflage vor.

Doch worum geht es, warum verlangt dieses Buch eine längere Rezension? Weil hier endlich ein großer Beitrag die Debatte um Nachhaltigkeit historisch aufklärt und dies nicht nur im Rahmen der letzten 50 oder 200 Jahre geschieht, sondern in der Perspektive der *longue durée*. Bevorzugt wird die Zeit des späteren Mittelalters, aber auch die jüngeren Jahrhunderte kommen zur Geltung, und immer wieder erinnern zupackende Formulierungen an die Erscheinungen der eigenen Zeit. Hinzu kommt oft die Frage nach dem Wann, dem Zeitpunkt, der Periode, in der die Menschen Westeuropas verlernten, die langfristigen Folgen ihres nach Effizienz und Gewinnmaximierung strebenden Denkens zu berücksichtigen. Wie man leicht erahnt, war das zunächst die Zeit des großen Aufschwungs von Technik und Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert. Noch stärker ins Visier geraten jedoch die letzten 50–60 Jahre, die Zeit des unersättlichen Wachstums von Produktion, Konsum und sogenannter Finanzindustrie, unterstützt von einer immer einseitigeren ökonomischen Theorie, in der rascher Gewinn und Kosteneinsparung dominierten.

Von Wirtschaft ist deshalb am meisten die Rede. Aus Sicht der älteren Geschichte erfreut dabei die Perspektive, dass die Forschung hier ein weites unbearbeitetes Feld entdeckt hat und viel Verstreutes aus Sammelbänden zusammenfindet. Der Verlag hat aus dem gelehrten Werk zwar zuvörderst ein anziehendes Lesebuch gemacht und wie üblich die Anmerkungen, die Fundorte der Aussagen, kleingedruckt in den hinteren Teil des Bandes verbannt, aber dieser Teil ist unverzichtbar. Die 444 zum Teil ausführlichen Nachweise und Erörterungen der Anmerkungen zeigen die lange wissenschaftliche Vorbereitung dieses Buches, etwa zeitgleich mit den Auswüchsen der Wachstumsökonomik, denn wie bekannt erschien schon 1972 die erste große, auch viel beachtete Studie des Club of Rome, rasch gefolgt von vielgelesenen Analysen eines Barry Commoner (»Energieeinsatz und Wirtschaftskrise« [1976]), eines Ivan Illig, des Ökonomen Ernst Friedrich Schumacher, einer Elinor Ostrom und vieler anderer bis



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

hin zu dem ungeheuer produktiven Jean Piketty. In derselben Zeit, in der Stille und weit verstreut, erarbeiteten Historiker der älteren Perioden die Grundlagen, auf denen Annette Kehnel aufbaut.

Ihr Programm heißt »Historischer Weitblick statt gegenwartsfixierter Kurzsichtigkeit«. Man merkt bald, dass es hier kämpferisch zugeht und unsere gewohnten Sichtweisen nicht geschont werden. Viel steht infrage: Waren wir arm vor der Erfindung des Kapitalismus (Hauptteil 1)? Mussten unsere Vorfahren nur von morgens bis abends schuften? Gab es kaum Feiertage? Dann die Fragen nach Wann und Woher: Woher stammt der angeblich ganz neue Gedanke des Sharing von Quartierautomobilen und anderem? Kommt er nicht aus der älteren Praxis von Gemeingut (Allmende) und deren verantwortlicher Nutzung? Woher der wirtschaftliche Erfolg der auf Gemeinschaftsbesitz verpflichteten älteren Klöster bis hin zu den Zisterziensern? Ihr Erfolg war an Regeln gebunden, die Regel Benedikts, die Regel des Augustinus, die Regeln der (nichtklösterlichen) Frauengemeinschaften in den Beginenhöfen.

Recycling lautet das nächste große Stichwort. Es steht in Verbindung mit dem lästigen Reparieren, das wir uns abgewöhnen sollten. Gewiss muss man einzelne Perioden der Wegwerfmentalität und des Verpackungsluxus schon in der fernen Vergangenheit suchen, so etwa bei dem Schuttberg Testaccio mit seinen aufgetürmten Resten zerbrochener Amphoren aus der römischen Kaiserzeit. Aber Annette Kehnel hat recht, in den weitesten Abschnitten der Menschheitsgeschichte ging es um möglichst vollständige Nutzung der verfügbaren Ressourcen. Alles war wertvoll, Fell und Knochen des Mammuts so gut wie Knochen und Haut des Walfisches. Auf 55 Seiten plus Anmerkungen ist dazu unendlich viel zusammengekommen. Das Wort »Abfall« (S. 122f.) hat eine erstaunliche Sinnverschiebung erfahren. Ist Papier ein Recyclingprodukt? Ja, wenn es aus aufgearbeitetem heutigem Holzzellstoff besteht, aber noch mehr, wenn es aus Lumpen hergestellt wurde (13.–18. Jahrhundert). Papier aus Lumpen entsprach der besseren Qualität, aber Lumpenmangel wurde mehr und mehr zum Problem, sodass Mozarts Vater sich sorgte, Papiermangel könne den Druck seiner Kompositionen verhindern (S. 152). Und dann kam Johann Christian Schäffer, der Da Vinci von Querfurt, Pastor mit 23 Jahren, vielseitiger Erfinder und Experimentator mit Niedrigenergieöfen wie mit Holzpapier, um dem Mangel an Lumpen abzuhelfen. In Montpellier experimentierte um dieselbe Zeit Léorier Delisle mit Papier aus Stroh, in London Matthias Koops ebenfalls, während in Kröllwitz bei Halle der etablierte Papiermüller Keferstein von solchen Neuheiten nichts wissen wollte, gefolgt von vielen anderen auch in Ministerien, die lange für die erneuerbaren Energien »wenig Handlungsbedarf« sehen wollten.

Die drei folgenden Hauptteile bringen Einblick in das Verständnis des Geldes, von der schlichten Auffassung des Aristoteles bis zu frühen Einsichten unter dem Eindruck der kommerziellen Revolution des späteren Mittelalters und der Entstehung der

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94528](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94528)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Kreditwirtschaft. Es geht um Geld, an dessen Fehlen angeblich so vieles scheitern muss, was als Kredit unendlich viel ermöglicht, im Kleinen (Mikrokredit) wie im Großen: Initiative des Einzelnen wie etwa des jungen Bénezet in Avignon am Ende des 12. Jahrhunderts, dessen Überzeugungskraft die Bürger motivierte, genügend Geld für den Bau des berühmten pont d'Avignon bereitzustellen; Geld, das jahrhundertlang ohne Gewinnorientierung hier wie anderwärts von Brückenbruderschaften verwaltet wurde. Langfristig investiertes Geld nicht für das Ranking der reichsten Einzelpersonen dieser Welt, sondern zur Überwindung von Armut als Folge der neuen Geschäftspraktiken des späteren Mittelalters. Besonders in den aufblühenden Städten Italiens. Dort entstehen die zahlreichen Monti di Pietà, nach neuerer Forschung nicht zur Versorgung der Bettler gedacht, sondern zur Sicherung des Fortbestehens von in Not geratenem Handwerk. Die neuerlich in Indien gegründeten Mikrokreditbanken des Nobelpreisträgers Muhammed Yunus (2006) sind nicht die ersten dieser Art. Kehnel insistiert auf der langfristigen Funktion der Monti, sie überlebten wie der bekannte Monte di Pietà di Siena bis weit ins 20. Jahrhundert.

Ich übergehe vieles. Der letzte Hauptteil, bevor das Buch in eine kraftvolle Zusammenfassung ausmündet, steht unter dem Begriff des Minimalismus. Gemeint ist »Small is beautiful«, 1973 Titel des Buches des einflussreichen deutschen Emigranten Ernst Friedrich Schumacher, an das ein Sammelband »All we need is less«, 2020 herausgegeben von Manfred Folkers und Niko Paech, anschließt. Doch die Minimalismus-Bewegungen sind viel älter. Annette Kehnel erzählt die Geschichte des Diogenes von Sinope und seiner Schule, danach das nicht minder erstaunliche Wirken des mittelalterlichen Diogenes, Franz von Assisi, das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ausmündete in ein aktives Einwirken der Bettelmönche auf die wirtschaftlichen Vorstellungen vom langfristigen Umgang mit Geld, Geld auch der reichen Handelsherren. Diese Herren beugten sich der Einsicht, dass langfristig investiertes Geld ihrem eigenen Nutzen im Jenseits dienen werde, zuvor aber auch, klug bedacht, ihrem eigenen Erfolg und dem ihrer Erben im Diesseits nutzen werde. Den Predigten der Minderbrüder in Städten und auf Märkten kommt in diesem Sinn erhebliches Interesse zu. Als der »aufregendste und produktivste aller mittelalterlichen Volkswirtschaftstheoretiker« gilt Petrus Johannis Olivi aus Narbonne. Lange wenig beachtet hat ihm vor allem Giacomo Todeschini zu neuer Geltung verholfen, neuerlich auch Christian Rode 2016 mit einem Beitrag »Die Geburt des Kapitalismus aus dem Geist der franziskanischen Armenbewegung«. Olivi glaubte nicht der Ansicht des Aristoteles, Geld könne sich nicht vermehren, das sei wider die Natur. In der Praxis des Wirtschaftslebens seiner Zeit beobachtete er die Vermehrung des Geldes durch Kreditvergabe und wurde zum Finanzexperten wie mancher andere Minderbrüder in Italien, dem man die Kontrolle über öffentliche Finanzen anvertraute. Olivis Traktat über Kauf und Verkauf entwickelte eine neue, durchaus moderne Preistheorie (S. 355–376).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Kehnels Buch sollte übersetzt werden. Es ist das Produkt eines Mannheimer DFG-Projektes zu »Kleinheit und Marktteilhabe in der Geschichte«, von vielen Helfern zusammengetragen, von der Autorin zügig und mitreißend geschrieben. Sie charakterisiert es als die Gesamtleistung ihrer Equipe, nennt ihre Mitarbeiter Tanja Skambraks und Stephan Nicolassi-Köhler als bereits erfolgreiche Nachwuchsforscher in der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte. Ein fast erlahmter Forschungszweig gewinnt neue Flügel. Dabei hat sich die alte Kaderschmiede für liberale Wirtschaftstheorie und gewinnorientierte Betriebswirtschaft in Mannheim gewaltig gewandelt. Sie verfügt heute als Universität über einen eigenen Lehrstuhl für Nachhaltiges Wirtschaften. Der Kontakt mit ihm ist auch dem mutigen Buch von Annette Kehnel zugutegekommen. Einziger Schmerzpunkt: Die gut gewählten Abbildungen sind vorzüglich beschrieben, aber minderer Qualität.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94528](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94528)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jacques Krynen, Philippe Le Bel. La puissance et la grandeur, Paris (Gallimard) 2022, 152 p. (L'esprit de la cité. Des hommes qui ont fait la France), ISBN 978-2-07-269657-2, EUR 17,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Heribert Müller, Köln

Auf den ersten Blick glaubt man, einem »titre trompeur« aufgesessen zu sein, der keineswegs die mit dem Titel verbundenen Erwartungen eines biografischen Überblicks erfüllt. Er steht auch nicht für eine »haute vulgarisation« des Themas, bietet also keine Darstellung, die den Leser auf eine anschauliche Reise in das Frankreich Philipps des Schönen um 1300 mitnehmen würde. Manche Fakten und Facetten seiner Regierung werden nur kurz oder gar nicht gestreift, als Handbuch und Examensvorbereitung eignet sich der Band mithin nur bedingt. Und schließlich ist das Ganze nach gut 150 Seiten bereits zu Ende – Autoren wie der Philipp-Biograf Jean Favier hätten sich da gerade einmal warm geschrieben. Obendrein scheint Krynen sein Lieblingsthema der Formung von Königsstaat und -nation Frankreich im Mittelalter nur zu variieren, diesmal aber am Beispiel einer einzigen, besonders aussagekräftigen Herrschaft.

Mit dieser Wahl allerdings verbindet er einen luziden und profunden Einblick in die französische Geschichte über Philipp hinaus bis weit in die Neuzeit hinein. Zunächst geht es, wie gesagt, treffend-konzis und stilistisch prägnant, im Anschluss an frühere Forschungen um die Genese des auf das Königtum zentrierten Staatsauf- und -ausbaus im Konnex mit der Entfaltung von Wissen und Wissenschaft. Aus diesem sich auch in der Architektur der Hauptstadt manifestierenden Macht- und Prestigezuwachs resultierte jene spektakuläre »alliance de la puissance et de la connaissance« (S. 64), die aus dem *regnum Francorum* ein *regnum Franciae* werden ließ, für dessen Spitze fortan bis ins frühe 19. Jahrhundert galt: »Le roi est empereur en son royaume« (S. 78). Wesentlich getragen wurde diese Entwicklung von den Mitgliedern der zentralen Institutionen, der »grands corps de l'État,« und einer Vielzahl von Amtsträgern bis tief in die Provinzen hinein. Pierre Dubois ist dafür nur ein, wenn auch spektakuläres Beispiel (S. 136–143). Sie leitete ein »haut degré de conscience étatique, une obsession de l'intérêt collectif et de la continuité du pouvoir, qui caractérisa, jusqu'au temps des Colbert et des d'Aguesseau, les serviteurs de l'État monarchique« (S. 63f.).

In einer solchen Welt kam der Kirche nurmehr eine König und Reich dienende Funktion zu; der Herrscher und seine Räte agierten dabei, etwa in ihrem Kampf gegen den Templerorden, keineswegs als Feinde der Kirche, das Vorgehen gegen die *heretica pravitas* war vielmehr oberstes Gebot für einen *rex christianissimus* wie für die Nogaret, Plaisians und ihresgleichen: »La purification du royaume les obsède« (S. 110). Die vielbeschworenen »libertés



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de l'Église gallicane« basierten hier wie allgemein auf Gehorsam und Willfährigkeit des Klerus gegenüber der Krone. Solche Feststellungen treffen sicher zu, doch dürfte gerade Krynen als Rechtshistoriker des französischen Südens nur zu gut wissen, dass es etwa bei Bischofsnennungen fall- und phasenweise auch durchaus Einvernehmen und Ausgleich zwischen Ortskirchen, Krone und Papst gab; dass Monarchen wie Karl VII. oder Ludwig XI. gallikanische Grundgesetze wie die »Pragmatische Sanktion von Bourges« ignorierten, wenn es ihren Interessen entsprach. Ja, es stimmt schon: »L'Église au pied du trône« (S. 100); doch man kannte sich und konnte sich gegebenenfalls arrangieren.

Dann aber der Paukenschlag zum Schluss, und zwar gleich mit de Gaulle: »La France n'est réellement elle-même qu'au premier rang«; ... »la France ne peut être la France sans grandeur« (S. 117). Über Philipp den Schönen weitet und vertieft sich der Blick auf bzw. in eine durch die Zeiten wirkmächtige französische Identität. Gibt es tatsächlich so etwas wie einen französischen Nationalcharakter, zu dessen Formung Philipp und seine Legisten entscheidend beitrugen, im Übrigen nicht unbedingt stets zur Freude der Nachbarn? Über das Buch verstreut finden sich mehrfach kluge Anmerkungen zur französisch-deutschen Problematik in diesem Kontext. Wer einen vergleichenden Blick auf das römisch-deutsche Reich des Mittelalters wirft, wozu sich jetzt – allerdings mit gewissem Akzent auf frühere Zeiten – Ausstellung und Katalog »Die Kaiser und die Säulen ihrer Macht« (Mainz 2020/21) gut eignen, könnte angesichts der fundamentalen Strukturunterschiede (samt Folgen für beide Nationalgeschichten) für Frankreich den eigentlich clichéhaft anmutenden Untertitel des vorliegenden Bands »La puissance et la grandeur« für bare Münze nehmen. Doch unser klug und nüchtern abwägender Autor weiß die Dinge treffend auf den Schlusspunkt zu bringen: »L'ancienne France ne peut se passer de se voir et de se penser plus grande que les autres nations. Celle de la Révolution, celle de Napoléon, celle de de Gaulle ne le pourront non plus« (S. 148). Ein schmaler Band, ein großes Werk, das weit über sein eigentliches Thema hinaus über Frankreichs Geschichte nachdenken lässt.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94529](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94529)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Emilie Kurdziel, Graeme Ward, Rutger Kramer (ed.), Monastic Communities and Canonical Clergy in the Carolingian World (780–840). Categorizing the Church, Turnhout (Brepols) 2022, 475 p., 4 fig. (Medieval Monastic Studies, 8), ISBN 978-2-503-57935-1, EUR 120,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Michèle Gaillard, Lille

Ce n'est pas une tâche aisée d'effectuer la recension d'un ouvrage relatif à un sujet qu'on a soi-même approché, de près ou de loin, pendant les trois dernières décennies (merci aux quelques auteurs de ce volume qui ont bien voulu s'en souvenir malgré l'utilisation de la langue française dans mes publications!). Les contributions de ce volume ont été présentées, discutées et élaborées au cours d'un atelier tenu à Vienne en mai 2017, prolongé par une deuxième rencontre à Poitiers en octobre 2018, à paraître dans les »Cahiers de civilisation médiévale«.

Plutôt que de donner ici la liste des contributions et de leurs auteurs, aisément accessibles sur le [site de Brepols](#), il m'a paru plus intéressant de mettre en valeur certains points, de poser quelques questions et d'avancer quelques pistes de recherche.

La longue introduction des éditeurs de ce volume (»Institutions, Identities, and the Realisation of Reform«) met en exergue les avancées de la recherche sur les communautés monastiques et canoniales présentées dans ce volume (en quatre parties: »Origins«, »Old Norms, New Boundaries«, »Reception and Reflection«, »Reform in Practice«) quant à la définition des identités (monastique et canoniale), le réexamen des textes et la prise en compte de textes jusque-là négligés, l'attention apportée aux initiatives locales dans le processus de réforme et l'étude des sources commentant les textes produits ou utilisés par les réformateurs (règle de saint Benoît, »Institutio canonicorum«). En guise d'introduction aussi Charles Mériaux fait le bilan historiographique des recherches antérieures effectuées depuis les travaux fondateurs de Josef Semmler, pendant les trois dernières décennies du XX^e siècle, sur les écrits réformateurs et issus de la réforme, la réception de la réforme et les relations entre le monachisme et la société.

Les quatorze autres contributions de ce volume sont fondées sur de nouvelles analyses des sources, presque exclusivement écrites, avec trop peu de référence, à mon sens, aux données archéologiques, et font aussi preuve d'une volonté manifeste de se démarquer des recherches antérieures, notamment de celles de Josef Semmler, ce qui induit des articles dont on ne peut qu'admirer l'érudition, mais dont les conclusions sont souvent contradictoires.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)

Il convient de souligner préalablement que c'est surtout le clergé canonial qui fait l'objet de ce livre, tant la définition de son statut et de son rôle dans l'Église est problématique.

En ce qui concerne les premières et rares occurrences du terme *canonicus* à l'époque mérovingienne, et seulement au VI^e siècle, il me semble que la contribution de Sebastian Scholz (p. 49–58) clôt intelligemment le débat: rappelant que Rudolf Schieffer avait précisé qu'il ne pouvait s'agir d'une communauté reposant sur une norme écrite mais seulement d'une communauté créée par la célébration quotidienne du culte en commun, S. Scholz montre que lorsque les sources font état d'une *Vita communis*, elles ne font pas mention de *canonici* et que donc le terme ne semble désigner que des clercs inscrits sur des registres et entretenus par l'évêque, ce dont la *mensa canonicorum* est un aspect.

Pour l'époque carolingienne, ce problème de définition semble crucial, mais on peut légitimement se demander s'il était réellement celui des ecclésiastiques de l'entourage de l'empereur et de l'empereur lui-même ou s'il a pris naissance parmi les chercheurs modernes, interpellés par l'apparente fluidité et imprécision du terme *canonici* et son utilisation indifférenciée dans les sources normatives avec le terme *clerici*, comme dans la règle de Chrodegang qui emploie davantage le mot *clericus* que le mot *canonicus* (36 fois *clericus*, 24 fois *canonicus* y compris pour qualifier l'*ordo* et même une fois *vita clericorum canonicorum* au § 34) et même l'«*Institutio canonicorum*» (171 mentions de *clerici* contre 33 mentions de *canonici*) [comptage effectué par mes soins]. Dans son remarquable article, pour définir ce qu'était un *canonicus*, Émilie Kurdziel montre bien l'équivalence des deux termes dans les textes normatifs et conclut à la nouveauté de la réforme commencée dès les années 740 qui impose aux *canonici* la vie commune alliée à la performance de l'office divin, ce qui a induit des changements architecturaux et urbains; pour elle l'histoire des effets de cette réforme reste encore à écrire. On ne peut que souscrire à cette remarque même si des travaux historiques (ceux de Thomas Schilp par exemple) et archéologiques (dont fait état le récent livre de F. Heber-Suffrin et C. Sapin sur l'architecture carolingienne) peuvent fournir des données qu'il conviendrait de davantage confronter aux sources écrites.

Malgré la qualité des contributions (dont les dernières axées sur la liturgie apportent des éclairages nouveaux), on doit regretter que l'atelier tenu à Vienne n'ait pas, semble-t-il, donné lieu à de véritables discussions sur les textes et n'aboutisse pas à une synthèse, qui certes ne pourrait être que provisoire, mais pourrait faire avancer notre connaissance de cette période de réformes en discutant des motivations de ces dernières, des contextes des prises de décisions, des effets de celles-ci, etc. Bref, une véritable réflexion commune aboutissant à un livre à plusieurs mains, aurait été plus efficace que la juxtaposition d'articles, certes de qualité, qui, tout en utilisant les mêmes sources (à de rares exception près comme l'article d'Albrecht Diem qui étudie un texte méconnu, le «*Memorial qualiter*», et l'article de Cinzia Grifoni sur le «*De*

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94530](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94530)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Institutione clericorum» de Hraban Maur) aboutissent à des conclusions parfois contradictoires.

De ces questions controversées, je prendrai, faute de place, seulement deux exemples.

Pour répondre à la question de la différenciation vs confusion entre les moines et les chanoines à l'époque carolingienne, les contributeurs utilisent souvent les mêmes textes, traduits ou interprétés différemment. C'est le cas, en particulier, de la lettre d'Alcuin de 802 (qui a déjà fait couler beaucoup d'encre!), faisant état d'un »troisième grade« et de la remarque d'Amalaire disant que *nostra ecclesia habet separatim degentes in contemplativa vita, ut sunt monachi, et habet separatim morantes in activa vita, ut sunt canonici, et habet mixtim hos qui in contemplativa vita degunt et qui in activa*. Traduisant (avec raison je crois) cette dernière partie de la citation, par »a mix of those who live a contemplative life and those devoted to an active life«, Brigitte Meijns souligne qu'il n'y a pas de confusion ni de crise dans l'Église carolingienne à ce propos mais seulement une volonté des autorités ecclésiastiques d'imposer un choix entre les deux modes de vie. En revanche, pour Stephen Ling, qui interprète cette citation en la traduisant par »there are those who mix these ways living contemplative and active life«, Alcuin et Amalaire partagent la même vision tripartite de la vie communautaire et la troisième catégorie décrite par Amalaire est celle de ceux qui mélangent les deux modes de vie. Pour lui par conséquent, les réformes de 816/817 expriment la condamnation de ce mode de vie mixte.

L'autre question sensible est celle du public visé par l'»Institutio canonicorum«. Rutger Kramer et Veronika Wieser avancent des arguments très convaincants pour affirmer que celui-ci a été écrit pour les évêques, responsables des communautés de chanoines et non pour les communautés elles-mêmes. Émilie Kurdziel encore, fait le point sur les différentes approches de ce public dans l'historiographie: la position traditionnelle qui veut que l'»Institutio canonicorum« ne concerne que le clergé des cathédrales, une conception plus élargie qui la pense applicable aux communautés de clercs, rurales comme urbaines, alors que d'autres la pensent inapplicable aux *Eigenkirchen*; elle plaide donc pour une analyse sémantique serrée des termes employés dans les sources normatives, la prise en compte de la distinction entre les écrits émanant de l'empereur et de son entourage et les canons des conciles régionaux qui peuvent refléter des conceptions locales, autant de chantiers qui, selon moi, auraient pu bénéficier d'un travail d'équipe, alliant linguistes, historiens et liturgistes et même archéologues.

Par souci d'exhaustivité, il faudrait évoquer aussi les quelques contributions consacrées aux religieuses (*sanctimoniales*), aux moines, parmi lesquels on compte de plus en plus de nombreux clercs, et au cas particulier, bien remis dans son contexte par Ingrid Rembold, de la réforme monastique imposée aux religieux

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94530](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94530)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de Saint-Denis, mais je me contenterai de conseiller la lecture passionnante, quoique parfois déroutante, de ce recueil d'articles.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94530](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94530)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michel Lauwers, Laurent Schneider (dir.), Mises en réserve. Production, accumulation et redistribution des céréales dans l'Occident médiéval et moderne. Actes des 40^{es} Journées internationales d'histoire de Flaran, 12–13 octobre 2018, Toulouse (Presses universitaires du Midi) 2022, 336 p. (Flaran, 40), ISBN 978-2-8107-0790-4, EUR 26,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Maximiliane Berger, Basel

Der aus den 40. Journées internationales d'histoire de Flaran (2018) hervorgegangene Band »Mises en réserve« setzt sich zum Ziel, Bevorratung von Getreide als Gegenstand der Sozialgeschichte zu etablieren. Der Fokus des Bandes liegt auf dem ländlichen Raum des Früh- und Hochmittelalters sowie des 18. Jahrhunderts. Nach einer allgemeinen Einführung in Erscheinungsformen, Entwicklungslinien und Fragestellungen rund um die Lagerung von Getreide (Michel Lauwers) gliedert sich der Band in drei Teile, die sich 1.) Techniken der Lagerung, 2.) sozialen Praktiken der Vorratshaltung und 3.) Versorgungs- und Bevorratungswegen widmen.

Der Band umfasst archäologische und wissenschaftsgeschichtliche Zugänge neben politik-, wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Beiträgen. Die durch die Gliederung suggerierte inhaltliche Dreiteilung erweist sich beim Lesen als porös: Techniken der Getreidelagerung zu verstehen bedingt fast zwangsläufig eine Auseinandersetzung mit unserem Wissen – oder unseren Annahmen – über soziale Strukturen. Die Unterscheidung zwischen Politik und Semantik der Getreidevorratshaltung auf der einen und der Getreideversorgung auf der anderen Seite wird in der Praxis der Untersuchungen beständig unterlaufen. Dies ist ein großer Vorzug des Bandes, der zu Vergleichen anregt und einige beitragsübergreifende Leit motive sichtbar macht.

Erstens zeigt sich für das Mittelalter, dass materielle und textliche Quellen konsistent unterschiedliche Spielarten und soziale Orte von Getreidevorratshaltung beleuchten. So sind in Schriftquellen vor allem herrschaftliche Anliegen der Getreidelagerung und -redistribution greifbar, während familiäre und dörfliche Praktiken erst unter Einbeziehung der materiellen Kultur sichtbar werden. Besonders Giovanna Bianchi und Simone M. Collavini, die Archäologie und pragmatische Schriftlichkeit der hochmittelalterlichen Toscana explizit vergleichend untersuchen, betonen diese Zweiteilung der Erkenntnismöglichkeiten. Harmony Dewez zeigt, wie Kornspeicher im England des 13. Jahrhunderts als herrschaftliche Instrumente dienten, die über die schriftliche Niederlegung von Speichervolumen Kontrolle und Planung ermöglichten. Nicolas Perreaux weist in seiner Untersuchung von Getreide- und Speicherlexik auf die Parallelität der Etablierung



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

von *contrôle seigneurial*, der wachsenden Regulierung von Getreidespeicherung und der Entwicklung von Gedanken über Vorratshaltung in der kirchlichen Rhetorik (*horreum celeste*) hin, während die aus materiellen Zeugnissen bekannte lokale Silovorratshaltung aus der Sicht des Urkundenbestands weniger reguliert und hierarchisiert erscheint.

Diese Ergebnisse sprechen bereits das zweite Leitmotiv des Bandes an: den Konnex zwischen der Verbreitung baulicher – und damit demonstrativer – Getreidespeicher im 13. Jahrhundert, der Intensivierung der *contrôle seigneurial*, die sowohl im kirchlichen wie im weltlichen Bereich Zentralisierungen von Getreidevorräten mit sich brachte, sowie der damit verbundenen Macht zur Umverteilung (vor allem Beiträge von Lauwers, Dewez, Bianchi/Collavini, Perreaux). Während Getreidevorräte im Alltag zunächst eine gewisse Unabhängigkeit vom täglichen Marktgeschehen bedeuteten, erlaubte erst größere Vorratshaltung, sei es gemeinschaftlich auf Ebene der Gemeinde oder Kommune, sei es durch klösterliche wie weltliche Grundherrschaften, Ressourcenkontrolle über das Jahr hinaus und damit auch Spielräume für marktalternative Umverteilung (etwa in der Armenfürsorge) oder Marktbeeinflussung, wie Laurent Feller zeigt.

Dennoch beleuchtet der Band drittens gerade die Vielfalt der Getreidelagernden Welt jenseits feudaler Zentren und erreicht damit das selbstgesteckte Ziel, dichotom zwischen Autarkie und Abhängigkeit changierende Bilder vormoderner ländlicher Bevorratung zu demontieren (Lauwers). Odile Maufras und Caroline Puig arbeiten auf Basis archäologischer Untersuchungen im Süden Frankreichs (Missignac, Taxo-d'Avall) dörfliche Organisationsformen – einschließlich ihres Augenmerks auf Erreichbarkeit und Überwachbarkeit – von Getreidesilos heraus. Didier Panfili betrachtet die Organisation der Getreideproduktion und -lagerung bei den Zisterziensern, die durch die Abkehr von direkter Bewirtschaftung im Spätmittelalter einschneidende Veränderungen erfuhr. In seinem Beitrag zur Vorratshaltung im Karolingerreich zeigt Jean-Pierre Devroey unterschiedliche Spielarten zentraler und dezentraler Getreidespeicherung durch Klöster, in Gemeinden (Zehnt) sowie zur Versorgung der königlichen *familia*. Mohammed Ouerfelli gibt einen Überblick über Orte der Getreidelagerung in der westlichen muslimischen Welt und weist auf die Abhängigkeit der Möglichkeit von Vorratshaltung von stabilen politischen Verhältnissen hin, die alle sozioökonomischen Ebenen betraf. Pierrick Pourchasse widmet sich Getreideimporten aus dem Ostseeraum nach Westeuropa und positioniert Zwischenspeicher in Danzig und anderen Ostseehäfen sowie in Amsterdam im Zentrum eines soziopolitischen Konjunkturen unterworfenen Versorgungswegs.

Bei aller Vielgestaltigkeit des Phänomens Getreidelagerung tritt aus dem Band dennoch, viertens, die Inelastizität seiner Bedingungen deutlich hervor. Die natürlichen Grenzen der Getreideakkumulation und -bevorratung – wie etwa die Dauer der Ernte- und Dreschprozesse, die Haltbarkeit gedroschenen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Getreides oder die Schwierigkeiten der Transportwege – bedingten nicht nur jeweils zeitgenössisch die angewandten Organisationsprinzipien, sondern zeitigten auch eine bemerkenswerte Konstanz der Lagerungsmethoden über die gesamte Vormoderne hinweg (vgl. die Beiträge von Lauwers, Bianchi/Collavini, Ouerfelli). Wouter Ronsijn und Laurent Herment untersuchen republikanische Enquêtes über Getreidevorräte in Nordfrankreich und Flandern (1792–1794) und arbeiten heraus, dass angesichts der Dauer von Ernte und Dreschprozess sowie der schlechteren Lagerfähigkeit gedroschenen Getreides im Herbst/Winter der Enquête das meiste Getreide noch nicht gedroschen vorlag. Ähnliche Kapazitätsgrenzen sowie Unsicherheiten des Marktes führten auch dazu, dass von Bauern, die zur Spekulation dem Markt Getreide vorenthielten, kaum in signifikantem Maße die Rede sein konnte, wie Fulgence Delleaux zeigt. In der Versorgung der französischen Armee in Flandern mit bretonischem Getreide während des Spanischen Erbfolgekriegs (1709/1710) konnte sich, so Sklaerenn Scuiller, trotz der Risiken keine Alternative zum Transport über See durchsetzen, da Zwischenlagerung und Frachtkapazitäten auf dem Landweg die Armeeverversorgung finanziell und logistisch unmöglich gemacht hätten. Thierry Michel zeichnet in seinem Beitrag den wissenschaftlichen Diskurs nach, der sich schließlich im 18. Jahrhundert der Verbesserung der Getreidelagerung (Belüftung, Reinigung) widmete, und überprüft die Übernahme neuer Techniken in der Praxis anhand nordfranzösischer Nachlassinventare.

Gerade aufgrund des facettenreichen Spannungsverhältnisses zwischen kulturell spezifisch ausgestaltbaren Organisationsformen und Konstanz der ihnen gesetzten Grenzen lässt die durchwegs lohnende Lektüre von »Mises en réserve« keinen Zweifel daran, dass Bevorratung ein ergiebiger Gegenstand der Sozial- und Politikgeschichte bleiben wird. Anschlussfähig sind die präsentierten Ergebnisse weiters an Forschungen zu Nachhaltigkeit, im ökologischen, ökonomischen und sozialen Sinn.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Christian Thomas Leitmeir, Eleanor J. Giraud (ed.),
The Medieval Dominicans. Books, Buildings, Music,
and Liturgy, Turnhout (Brepols) 2021, 420 p., 27 b/w,
17 col. fig., 15 tab. (Medieval Monastic Studies [MMS],
7), ISBN 978-2-503-56903-1, EUR 100,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Adrian Kammerer, Göttingen

Der von Eleanor J. Giraud und Christian T. Leitmeier im Anschluss an eine 2015 in Oxford abgehaltene Tagung verantwortete Sammelband widmet sich materiellen, liturgischen und musikalisch-künstlerischen Aspekten des dominikanischen Ordenslebens im Mittelalter (vgl. S. 15). Wie die Herausgeber zu Recht in der Einleitung (S. 13–29) betonen, wurde den Tätigkeiten der Predigerbrüder auf diesen Gebieten von der Forschung weniger Aufmerksamkeit geschenkt als den klassischen Themen der Bildung, Predigt und Seelsorge. Um dies zu ändern, wurden in dem interdisziplinär angelegten Band 13 Beiträge aus der Musikwissenschaft, Buchwissenschaft, Kunst- und Architekturgeschichte sowie Liturgiewissenschaft zusammengestellt, die sich mit »dominikanischen« Büchern, Gebäuden, Gottesdiensten und musikalischen Ausdrucksformen beschäftigen; der Schwerpunkt liegt dabei auf dem 13. Jahrhundert und dem männlichen Zweig des Ordens. In dieser Rezension soll das Hauptaugenmerk auf das weitere Forschungspotenzial aus interdisziplinärer Sicht gelegt werden, auf das durch den stimmigen Band aufmerksam gemacht wird; dieser enthält auch aus Perspektive der Geschichtswissenschaft bemerkenswerte Impulse.

Die ersten drei Beiträge sind buchwissenschaftlich und kunsthistorisch. Sie beschäftigen sich mit dem Einfluss des Ordens auf die Pariser Buchkultur (Richard und Mary Rouse), dominikanischen Taschenbrevieren (Laura Albiero) und illuminierten dominikanischen Handschriften aus Frankreich (Alison Stones). Besonders in den ersten beiden Aufsätzen wird der Einfluss der mendikantischen und predigenden Lebensweise des Ordens auf das Format von gelehrten und religiösen Büchern deutlich. Die bei Predigerbrüdern beliebten Taschenbücher, Bibel-Konkordanzen sowie das früh im Orden verbreitete Peciensystem zum schnellen Abschreiben von Texten machten demnach Schule und prägten den Umgang mit schriftlich fixiertem Wissen in Paris und darüber hinaus in nachhaltiger Weise. Wichtig sind die in allen drei Aufsätzen enthaltenen Beispiele für eine enge Kooperation der Dominikaner, die häufig keine eigenen Skriptorien unterhielten, mit externen Schreibern bei der Buchproduktion; in Paris führte das sogar zur Ansiedlung einer Buchhändlerfamilie neben dem Konvent, die über viele Jahrzehnte fest mit den Brüdern zusammenarbeitete (S. 43–47). Solche Verschränkungen auch und gerade mendikantischer Ordenshäuser mit der lokalen Wirtschaft



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sind ein zukunftssträchtiges sozialgeschichtliches Forschungsthema. Ein kleines Manko der buchwissenschaftlichen Beiträge ist das Fehlen des Hinweises auf die einschlägige Dissertation von Wolfram Hoyer OP¹.

Um die Architektur des Ordens geht es in den folgenden Beiträgen, die von dem architektonischen Einfluss des Ordens im östlichen Mittelmeerraum (Panayoti Volti) und der Rolle der Predigerbrüder bei der schrittweisen Verlagerung des Chores im Kirchenraum in Italien, der bis zum Ende des 16. Jahrhunderts zunehmend nicht mehr vor, sondern hinter dem Hauptaltar angelegt wurde (Haude Morvan), handeln. Beiden Aufsätzen gelingt es, die architekturgeschichtlichen Befunde in eine enge Beziehung zur Lokalgeschichte zu setzen; die entscheidenden Impulse für die jeweiligen architektonischen Sonderentwicklungen kamen demnach weniger von einer Politik des Gesamtordens, sondern aus der örtlichen Frömmigkeit und der Interaktion der Predigerbrüder mit Laiinnen und Laien – sogar mit griechisch-orthodoxen.

Etwas aus dem Konzept des Bandes heraus fällt der Folgebeitrag (Emily Guerry). Er hat die Geschichte der zwei Dominikaner, die im Auftrag König Ludwigs IX. die Dornenkrone nach Frankreich brachten, zum Thema, beschränkt sich jedoch weitgehend auf das Nacherzählen der Quellen. Die folgenden zwei Artikel befassen sich mit der Rolle des Thomas von Aquin bei der Abfassung des Fronleichnamsoffiziums (M. Michèle Mulchaey) und dem Einfluss seiner Eschatologie in diesen liturgischen Texten (Barbara R. Walters). Beide Aufsätze bestätigen über einen detaillierten Vergleich des Liturgietextes mit den übrigen Werken des Aquinaten den engen Bezug der Fronleichnamsliturgie zur thomistischen Theologie wie zur Biografie des Theologen und machen die in der Forschung schon lange aus gutem Grund gehegte Vermutung, Thomas sei der Autor dieses Offiziums, noch wahrscheinlicher.

Im Folgebeitrag (Innocent Smith OP) geht es um die Gebete der dominikanischen Eigenliturgie, wobei der Autor zu dem etwas ernüchternden Fazit kommt, dass der Eigenanteil hier relativ gering war und die überwiegende Zahl der Gebete auch in der übrigen lateinischen Liturgie vorkam. Die beiden nächsten Aufsätze behandeln Themen im Umkreis der vom Ordensmeister Humbert von Romans um 1256 verantworteten Reform der dominikanischen Liturgie und gelangen zu bemerkenswerten Ergebnissen. So wird in dem Beitrag zu den dominikanischen Messbüchern aus der Zeit vor 1256 (Eleanor J. Giraud) deutlich, dass auch schon vor den Reformen eine große Einheitlichkeit in den Gesängen und Gebeten gegeben und folglich der von den normativen Quellen behauptete uneinheitliche »Wildwuchs« stark übertrieben war. Der Aufsatz zum Zusammenhang der Integration von Frauenklöstern in den Orden und der Liturgiereform (Innocent

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94532](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94532)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Wolfram Hoyer, *Dominikanische Buchnormen*, Diss. phil. Wien 2017, online: <http://othes.univie.ac.at/49289/> (08.02.2023).

Smith OP) zeigt, dass die gemeinsame Liturgie zum »vital link« (S. 330) zwischen dem männlichen und weiblichen Zweig des Ordens wurde und insofern die bei den Dominikanern zu dieser Zeit noch umstrittene *Cura monialium* förderte. Beide Aufsätze sind anschlussfähig für die Geschichtswissenschaft, weil sie die normativen Texte zur Liturgiereform überzeugend mit anderen Quellen kontrastieren und so neu in der übrigen Geschichte des Ordens kontextualisieren.

Der Band schließt mit zwei Beiträgen über den »Tractatus de musica« des Dominikaners Hieronymus von Moravia, in denen dessen inhaltliche Kohärenz und originelle Leistung hervorgehoben werden (Błażej Matusiak OP) bzw. betont wird, wie dominikanisch die Schrift, die zahlreiche Anspielungen auf Thomas von Aquin birgt, ist (Christian T. Leitmeier). Damit ist ein wichtiges Problem angesprochen, das in zahlreichen Beiträgen berührt wird: die Frage nach dem dominikanischen Eigencharakter der jeweils behandelten Bücher, Architektur und übrigen Gegenstände.

Interessanterweise fallen hier die Ergebnisse der Aufsätze je nach Gegenstand weit auseinander. So müssen die Autorinnen und Autoren der – hierdurch nicht weniger lesenswerten – buchwissenschaftlichen Beiträge schließlich zugeben, dass der von ihnen konstatierte Einfluss der Predigerbrüder auf die Buchkultur letztlich wohl für alle Bettelorden gilt (z. B. S. 47 und 61); hingegen ist die eindrucksvolle Rezeption des Thomas von Aquin bis ins sprachliche Detail hinein, die sich in der Musiktheorie seines ansonsten völlig unbekannten Mitbruders Hieronymus von Moravia zeigt, wohl doch zurückzuführen auf eine im Orden typische Art zu theologisieren (vgl. z. B. S. 356). Ähnlich schwankende Befunde, die hier leider nicht ausgeführt werden können, ergibt die Analyse der Architektur und der Liturgie. So ist der gelungene Band eine wichtige Lektüre für alle, die sich für die Frage nach dem Eigencharakter des Dominikanerordens und der Orden überhaupt interessieren.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Marjolaine L  meillat, Les gens de savoir en Bretagne à la fin du Moyen   ge. Fin XIII  -XV   siècle, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2022, 460 p. (Histoire), ISBN 978-2-7535-8251-4, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Pauline Spsychala, Paris

Mittelalter – Moyen   ge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94533](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94533)

Seite | page 1

L'ouvrage de Marjolaine L  meillat est le produit de ses travaux de thèse soutenus en 2018 sur les »gens de savoir« en Bretagne à la fin du Moyen   ge. La définition de cette catégorie de personnes, autrefois proposée par Jacques Verger, est précisée, offrant un cadre clair et délimité pour la réalisation d'une prosopographie complète. La définition retenue, celle de professionnels formés ou non    l'université ou exerçant une profession nécessitant des connaissances universitaires avérées, offre d'intéressantes perspectives de travail et de redéfinition de la place de l'enseignement universitaire dans les pratiques professionnelles des individus.

S'il est toujours ambitieux dans un travail scientifique de chercher à mobiliser des sources nombreuses et hétérogènes sur une longue période, force est pourtant de constater à la lecture du descriptif des sources et de la bibliographie, que cette quantité importante de sources (5 238 registres et cartons d'archives!) permet la reconstitution du devenir de nombre de ces gens de savoir, en utilisant l'ensemble des sources exploitables à cette fin. Sources notariales, productions personnelles, actes de la pratique, chartes et suppliques, pour n'en citer que quelques-uns, ont été finement étudiés, permettant non seulement une analyse historique de qualité mais améliorant de manière certaine notre connaissance générale des fonds à disposition en et sur la Bretagne pour la période. Il est particulièrement intéressant de constater qu'une étude aussi exhaustive des sources ne permet pourtant pas de répondre à certaines questions qui restent en suspens: le public de destination ainsi que le contenu réel des cours dispensés par les chapitres cath  draux restent ainsi pour l'essentiel encore dans l'ombre (p. 39). Sur d'autres points cependant, ce long travail d'archives a permis d'atteindre des résultats novateurs, comme un pourcentage relativement haut d'identification du milieu social d'origine du corpus, près du quart du corpus de 1250    1370 (p. 141), une information trop rarement connue pour la période.

Le plan établi se divise en deux périodes chronologiques dans lesquelles s'inscrivent des chapitres qui couvrent l'ensemble des aspects de la vie de ces individus. L'ouvrage ne tombe pas dans l'écueil d'une simple opposition chronologique, d'un »avant/après« peu pertinent, mais présente de manière fluide des évolutions ou des continuations des pratiques et profils des gens de savoir en Bretagne.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

La première présente les structures de l'enseignement scolaire ainsi que les carrières suivies par le corpus de la période 1250–1370. La diversité de ces dernières est importante pour les gradués, que ce soit au sein du service ducal – grand pourvoyeur de places – ou au service des villes voire au sein de la hiérarchie ecclésiastique. Les gens de savoir bretons rejoignent les tendances observées chez d'autres populations de gradués, qui ont une forte propension à revenir sur leurs terres natives, ainsi qu'à baser leurs carrières sur des réseaux familiaux et de clientèle. Le troisième chapitre présente, outre une analyse des inventaires après décès conservés, une très intéressante analyse de la perception que les gens de savoir avaient d'eux-mêmes.

Dans la seconde partie de l'ouvrage, les mécanismes de construction d'une carrière sont mis à jour et finement analysés, que ce soit sur le plan du financement – avec les stratégies d'octroi et de cumul de prébendes ecclésiastiques – ou du choix de la discipline d'étude qui révèle une prédominance de la théologie et des droits. Les gens de savoir bretons ne sont pas simplement étudiés de manière statistique mais l'analyse met en avant leurs réalisations personnelles, par la fondation de collèges ou encore la dotation de bourses d'études pour soutenir les études de leurs camarades. Le personnel qui est au service du duché, mis en perspective avec des études semblables, fait l'objet du cinquième chapitre qui montre que ces professionnels sont extrêmement polyvalents, souvent déjà issus de milieux favorisés, nobles ou déjà gens de savoir. Le portrait des gens de savoir bretons se termine par une longue analyse de leurs possessions personnelles, tant mobilières qu'immobilières, de leurs productions et de leurs réflexions à l'approche de leur décès.

Une des principales difficultés des travaux prosopographiques réside dans l'organisation de la présentation des résultats devant mêler statistiques et éléments issus des biographies reconstituées. Après chaque argument, une série d'exemples issus du corpus est donnée sous forme d'énumération qui peut parfois perdre le lecteur mais les index placés en fin d'ouvrage donnent cependant la possibilité de mettre à profit ces riches informations. Ces exemples précis et documentés permettent en outre de donner plus de réel et de matérialité aux mesures quantitatives. Les gens de savoir apparaissent progressivement plus tangibles et, par petites touches, on devine la construction consciente et réfléchie des stratégies personnelles et familiales.

Sur la forme, l'écriture est précise et claire, permettant une compréhension directe du propos et allant à l'essentiel. Si les connaissances élémentaires concernant les universités au Moyen Âge sont rappelées avec justesse, en particulier dans le premier chapitre, il ne faut pas s'attendre à trouver une présentation généraliste. La littérature spécialisée mobilisée ancre l'ouvrage comme référence sur l'histoire sociale de la Bretagne. Les allers-retours sont constants entre les connaissances déjà acquises sur l'histoire des universités appliquées au cas des gens de savoir bretons et une histoire du duché. Celle-ci doit être maîtrisée en



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

amont de la lecture de l'ouvrage, le propre de ce type d'études visant en premier lieu une meilleure connaissance d'une zone géographique et politique particulière.

L'ouvrage ne se limite pas à présenter une étude de cas sur les gens de savoir bretons. Il vise et améliore grandement les connaissances existantes non seulement sur les universitaires à la fin du Moyen Âge, mais aussi sur les personnels évoluant dans les cours ducales, sur la composition et les profils des différentes strates de la hiérarchie ecclésiastique.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94533](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94533)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Alain de Libera, Maître Eckhart et ses disciples, Montrouge (Bayard) 2020, 318 p., ISBN 978-2-227-49810-5, EUR 14,90.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Dietmar Mieth, Bochum

Alain de Libera hat ein besonderes Renommee als philosophischer Eckhartforscher. In diesem Buch legt er nun eine kompetente, auch für Nichtfachleute gut lesbare Beschreibung und Erläuterung der Grundgedanken der dominikanischen Mystik bei Meister Eckhart, Heinrich Seuse und Johannes Tauler vor. Das Buch enthält zwei Teile. Zunächst werden auf 130 Seiten die Geschichte und die Lehre der sogenannten »Rheinischen Mystik« vorgelegt. Er nennt dies auch »Eckhartismus«, und er fasst diesen auf S. 134 in einem Zitat aus dem »Paradisus anime intelligentis« in einem Predigtwort des Helwic de Germar zusammen, das er mit einer Reprise bei Angelus Silesius ergänzt. Es geht um das Innensein des Wortes Gottes im Seelengrund, um die Gottesgeburt im Menschen. Es ist eine »inkarnatorische Mystik«, die man auch eine spezifische »Theologie« nennen kann, sei sie »rheinisch« oder – »plus général« – »deutsch« (S. 135). In der französischen Fachliteratur wird Eckhart ja auch gern »le Thuringien« genannt. Von Helwic führt auch eine Spur zu Johannes vom Kreuz in Spanien (S. 113f.).

Dieser Teil beschäftigt sich zunächst ausführlich mit dem historischen Kontext. Das ist sehr hilfreich, denn er wird durch die Auseinandersetzung um die Theologie an der Sorbonne (Verurteilung durch den Bischof von Paris, Étienne Tempier, im Jahr 1277) und durch die kirchenamtliche Häresiebekämpfung bestimmt. Gerade was die Häresie betrifft, sind Selbstzeugnisse der Betroffenen in den Quellen nicht vorhanden, sieht man von Marguerite Poretes »Miroir des simples âmes« ab, die – zu Unrecht – des Libertinismus verdächtigt und in einem manipulativ geführten Prozess verurteilt wurde. Die faire Beschreibung dieser prekären Situation, in der nur die »amtlichen« Quellen nachweisen, worin die Verdächtigung bestand, ist schwierig. Hier kann man auf den von de Libera herangezogenen Beitrag von Niklaus Largier verweisen, der »volkssprachliche Texte des 14. Jahrhunderts« untersucht hat und bemerkt, dass hier in der literaturhistorischen Forschung noch einige Klärungen anstehen¹.

¹ Niklaus Largier, Das Glück des Menschen. Diskussionen über beatitudo und Vernunft in volkssprachlichen Texten des 14. Jahrhunderts, in: Jan A. Aertsen, Kent Emery, Andreas Speer (Hg.), Nach der Verurteilung von 1277 / After the Condemnation of 1277. Philosophie und Theologie an der Universität von Paris im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts. Studien und Texte / Philosophy and Theology at the University of Paris in the Last Quarter of the Thirteenth Century. Studies and Texts, Berlin, New York 2001 (Miscellanea Mediaevalia, 28), S. 827–855).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Der Rezensent verweist in diesem Zusammenhang auf den »Occultus Erfordensis« des Nicolaus von Bibra (nach 1280)², ein satirisches Gedicht, das in Erfurt zwei sehr unterschiedliche Frauenbewegungen charakterisiert: die frommen Beginen, Beter- und Büsserinnen, die sozial tätig sind und nach einer seelischen Erhebung (*jubilus*, auch von Eckhart in seinen Erfurter Reden zitiert) suchen. Von ihnen zu unterscheiden sind nach Nicolaus die Frömmigkeit vortäuschenden wandernden Straßenfrauen, die sich mit den Scholaren einlassen, als die »libertären« Bewegungen.

Diesen Unterschieden sollte man weiter nachgehen. Das ändert aber nichts an der Betrachtung de Liberas, dass Eckhart, mehr noch Johannes Tauler und Heinrich Seuse, auch auf dem Hintergrund kirchlicher Verurteilungen und Verfolgungen gelesen werden müssen. Freilich geht es dabei nicht oder nicht nur um eine *cura monialium*, sondern auch um eine teils kritische, teils aufbauende Begleitung der spirituellen Laienbewegungen. Hier bietet sich ein Vergleich der Maria/Martha-Legende mit Eckharts Verteidigung des »Wirkens« als Fortsetzung der »Wirklichkeit«, d. h. in der Aktivität aufgenommenen göttlichen Handelns in und an der Welt, an. In dieser spirituell freundlichen und kirchlich gefährlichen Atmosphäre hilft de Libera mit seiner Nachzeichnung der Gefährdung Eckharts – trotz seiner Differenzierungen, die gut markierbar sind, sowie seiner Verteidigung durch Seuse und Tauler. Diese Darstellung des Buches, hier schwer nachzuzeichnen, ist souverän. Insbesondere hat Seuse das Verdächtige als »das Wilde« charakterisiert – darin wird deutlich, dass er nicht mit »gefestigten« Häresielehren umgeht. Es bleibt das Problem einer »kirchlichen« Ketzergeschichte, die eine unvoreingenommene Nachforschung erschwert.

Der größere zweite Teil ist eine »Anthologie«, d. h. eine thematische Zitation bzw. Nachzeichnung der Impulse und Leitbegriffe dieser dominikanischen Theologie im 14. Jahrhundert (S. 139–316). Die Themen sind: *L'humilité* (»Demut«); *Le détachement* (»Abgeschiedenheit«); *Le délaissement et la pauvreté* (»Gelassenheit und Armut«); *La dérélition? la souffrance et la mort* (»Selbstaufgabe? Leiden und Tod«); *L'intellect et le fond de l'âme* (»Intellect und Seelengrund«); *Amour et connaissance de Dieu* (»Liebe und Gotteserkenntnis«); *Grâce et déification* (»Gnade und Vergöttlichung«); *La prière et les sacrements* (»Gebet und Sakramente«). Zu all diesen Themen stellt de Libera zentrale Texte vor und kommentiert sie auf eine sehr einfühlsame Weise. Eine besondere Leistung besteht darin, dass de Libera jeweils zentrale Texte Eckharts voranstellt oder einfügt und dann – mit genauer Auswahl und vorzüglicher Kenntnis – Texte von Seuse oder Tauler heranzieht, in denen diese Texte kommentiert bzw. weitergeführt werden. Dieser Kommentar bringt sowohl die Eigenheiten Taulers (inspiriert von Bertolt von Moosburg) zum Ausdruck, als auch



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Der »Occultus Erfordensis« des Nicolaus von Bibra, ed. Christine Mundhenk, Weimar 1997 (Schriften des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, 3), S. 243–245.

bei Seuse nicht nur die »Rettung« der Impulse Eckharts, sondern auch deren Weiterführung in poetisch-lyrischer und persönlich bekennder Weise.

Dieses kleinformatige Taschenbuch ist als das Werk eines Kenners und Meisters, der seine gedankliche Präzision mit einfühlsamen spirituellen Kommentaren verbindet, sehr zu empfehlen. Der Rezensent hat es mit großem Gewinn und Bewunderung gelesen. Es ermuntert die Germanisten und Theologen freilich auch dazu, den bisher unedierte – teilweise nur transkribierte – Schriften mit der Zuweisung zu Meister Eckhart genauer nachzugehen – es sind etwa 84 mittelhochdeutsche Predigttexte, die nicht in der wissenschaftlichen Ausgabe »Meister Eckhart, Deutsche Werke« stehen –, und es ermuntert Theologehistoriker auch dazu, dem Thema »Mystik, Recht und Freiheit« angesichts kirchlicher Verurteilungen in möglichst fairer Weise auf die Spur zu kommen. Außerdem stellt sich immer wieder neu die Frage nach der Aktualität dieser »Mystik« als »Theologie«, die auch in aktuellen institutionellen Verlusten von »Kirche« eine inspirierende Anregung bereithält.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94534](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94534)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dietrich Lohrmann, Energieressourcen Westeuropas vor 1500. Eine Anthologie von Text- und Bildzeugnissen. Band I: Antriebskräfte und Verkehr. Band II: Wärmeressourcen und Suche nach neuen Energien, Aachen (Shaker Verlag) 2022, 1004 S., 245 Abb. (Aachener Studien zur älteren Energiegeschichte, 11–12), ISBN 978-3-8440-8576-1; 978-3-8440-8577-8, EUR 99,60.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Marcus Popplow, Karlsruhe

Die Themenstellung des vorliegenden Werkes ist mehr als aktuell: Wie Gesellschaften mit energetischen Ressourcen umgehen und diese technisch nutzbar machen, ist nicht nur für Epochen seit der Industrialisierung relevant. Genauso aufschlussreich ist die Analyse von Energie- und Stoffströmen in Gesellschaften, denen die Nutzung fossiler Energiequellen noch weitgehend fremd war.

Das zweibändige Werk versammelt exemplarische Beispiele der technikgestützten Nutzung von Muskel-, Wasser- und Windkraft und thermischer Energie im europäischen Mittelalter bis zu Zeiten Leonardo da Vincis. Wie der Titel verdeutlicht, handelt es sich nicht um eine analytische Gesamtdarstellung, sondern um eine kommentierte Präsentation entsprechender Schrift- und Bildquellen, die auf jahrzehntelangen Arbeiten von Dietrich Lohrmann, Horst Kranz, Thomas Kreft und Ulrich Alertz in Aachen beruht. Präsentiert werden Auszüge aus technischen Manuskripten des Mittelalters im engeren Sinne, aber auch zahlreiche Belege für die Nutzung energetischer Ressourcen aus anderen Quellenbeständen. Auch wenn viele der ausgewählten Quellen durchaus bekannt sind und zum Teil von den Autoren selbst an anderer Stelle publiziert wurden, bleibt der für diese Zusammenstellung gewählte energiegeschichtliche Fokus gewinnbringend, weil er einen kohärenten Zugang zu diesem Thema eröffnet.

In jeder Hinsicht überzeugend ist der breite thematische Bogen, der nicht nur die komplexe Maschinentechnik des Mittelalters insbesondere in Form von Mühlenwerken unterschiedlicher Art behandelt. Vielmehr erschließen die ausgesuchten Quellen auch darüber hinaus Informationen zum Einsatz von menschlicher und tierischer Muskelkraft, zum Transport zu Lande und zu Wasser oder zu Wärmeressourcen wie Brennholz, Torf, Holz- oder Steinkohle. Etwa die Hälfte des zweiten Bandes ist zudem den ebenso aufschlussreichen wie vielfältigen Bemühungen gewidmet, Energie möglichst effizient zu nutzen – durch den Einsatz von Magneten und Quecksilber ebenso wie durch Maschinenelemente wie Gegengewicht, Kurbel oder Schwungrad, Pendel oder Feder. Gerade hier eröffnen sich vertiefte Einblicke in die zwischenzeitlich unumstrittene Kreativität technischen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Schaffens im Mittelalter. Weitere Unterkapitel behandeln themenspezifische Architekturen wie den Straßen-, Brücken-, Kanal- und Schleusenbau sowie theoretische Überlegungen mittelalterlicher Autoren beispielsweise zum Phänomen der Wärme oder des Perpetuum Mobile.

All diesen Aspekten sind einheitlich aufgebaute Unterkapitel gewidmet. Zunächst erläutert eine kurze einleitende Passage den Einsatz der entsprechenden Technologie im Mittelalter. Die Quellenauszüge werden im Anschluss in Originalsprache und deutscher Übersetzung wiedergegeben. Sie sind vielfach mit Bildmaterial aus den Originalquellen illustriert sowie mit Kommentaren von unterschiedlicher Länge und Tiefe versehen. Abgeschlossen werden die Unterkapitel durch eine Bibliografie mit weiterführender Literatur. Systematische Erläuterungen der wirtschafts-, sozial- und kulturhistorischen Kontexte des mittelalterlichen Einsatzes von Technik bieten die kommentierenden Passagen allerdings nicht. Gerade wenn sie unterschiedlichen Jahrhunderten und unterschiedlichen Regionen entstammen, stehen die Quellenauszüge daher zuweilen eher unverbunden nebeneinander.

Im Gesamtbild ermöglichen die beiden Bände umfassende Einblicke in die Nutzung von Energieressourcen im Mittelalter. Für Außenstehende wie Fachleute lässt sich viel Neues entdecken, und auch in der Lehre lässt sich das derart aufgearbeitete Quellenmaterial gewinnbringend einsetzen. Die Bände werden so dem im Vorwort formulierten Ziel, »für künftige Generationen bekannte und unbekannte Quellentexte mit Übersetzung und Kommentar bereitzustellen, und das zu möglichst vielen Aspekten der mittelalterlichen Energiegeschichte«, voll und ganz gerecht.

Kritisch ist anzumerken, dass unklar bleibt, nach welchen Kriterien die präsentierten Quellen ausgewählt wurden. Bedauerlich ist zudem, dass Fachfremden die Einordnung des präsentierten Quellenmaterials in größere Linien der Energiegeschichte Westeuropas und angrenzender Regionen nicht erleichtert wird. Das Werk hätte von einer umfassenden Einleitung profitiert, die das präsentierte Material beispielsweise vor dem Hintergrund der umwelthistorischen Debatten zur Energiegeschichte unterschiedlicher Epochen und Weltregionen der letzten Jahre reflektiert hätte.

Wenn die Einleitung darauf hinweist, dass die an Schriftquellen orientierte Mediävistik Fragestellungen und Forschungsstand zur mittelalterlichen Technikgeschichte seit Jahrzehnten konsequent ignoriert, so ist dieser Vorwurf sicher völlig berechtigt. Allerdings bleibt auch das vorliegende Werk durchaus selbstreferenziell, wenn es auf die systematische Einordnung in den Stand der umwelt- und energiehistorischen Forschung verzichtet und auch die methodisch-konzeptionelle Weiterentwicklung der Technikgeschichte der letzten Jahrzehnte ignoriert. Rätselhaft bleibt in diesem Zusammenhang die einleitend geäußerte Behauptung, Technikgeschichte sei »an den meisten deutschen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Universitäten einschließlich der Technischen Hochschulen so gut wie abgeschafft« (S. 9 und ähnlich S. 14). Schließlich ist die Technikgeschichte unter den »Kleinen Fächern« seit langer Zeit kontinuierlich mit stets etwa zehn Professuren in der Wissenschaftslandschaft vertreten.

Trotz der genannten Einschränkungen auf konzeptioneller Ebene ist dem Werk eine breite Leserschaft zu wünschen, die die beeindruckenden Erträge der Aachener Arbeiten zur Technikgeschichte des Mittelalters weiterführt und stärker auch in benachbarten Forschungsfeldern kontextualisiert.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94535](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94535)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Clark Maines, Sheila Bonde (ed.), Other Monasticisms. Studies in the History and Architecture of Religious Communities Outside the Canon, 11th–15th Centuries, Turnhout (Brepols) 2022, 376 p., 78 col. and 20 b/w fig., ISBN 978-2-503-58784-4, EUR 125,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Norbert Nußbaum, Köln

1988 und 1999 publizierten Sheila Bonde und Clark Maines Berichte über jüngere Forschungen zum mittelalterlichen Mönchtum. Ein deutlicher Schwerpunkt ihrer Recherchen lag damals auf Arbeiten zu französischen Ordensniederlassungen und deren Architektur- und Kunstproduktion. Für den vorliegenden Band aktualisieren sie ihren Überblick und konstatieren ein unverändertes Forschungsdesiderat.

Zwar ist das Interesse an »kanonischen« Orden wie den Benediktinern, Zisterziensern und den großen Bettelorden groß, doch scheint das Kulturschaffen der kleineren religiösen Gemeinschaften, die neben den großen Verbänden zahlreich existierten, eher vernachlässigt. Zu ihnen zählen etwa regional erfolgreiche Observanzen, Frauenkonvente, in der *Vita communis* lebende Kanoniker, eremitische Orden oder Laienbruderschaften. Für deren Formen des apostolischen Lebens fand Roberta Gilchrist 1995 den Begriff des *Other Monasticism*, dem der Titel des Bandes entlehnt ist. Gerade für dessen Erforschung fordern Bonde und Maines eine Pluralität der fachlichen Zugänge und Schwerpunkte und eine genaue Erkundung aller Lebensumstände, weil die kleineren Gruppierungen selten Monumente oder Artefakte von epochaler Wahrnehmung hinterließen, die Auskunft über ihr Selbstverständnis geben könnten.

Der Band enthält Beiträge einer 2018 von Bonde und Maines zu diesem Thema organisierten Sektion des 53. International Medieval Congress in Kalamazoo, USA. Sie stammen von jüngeren Mediävistinnen und Mediävisten und zum Teil aus dem direkten Forschungsumfeld der Herausgeberin und des Herausgebers. Einige weitere inhaltlich passende Studien treten hinzu. Gesellschafts-, religions- und frömmigkeitsgeschichtliche, raumanalytische und architektonische Perspektiven bilden eine aspekt- und materialreiche Sammlung aktueller Forschungsansätze. Ihnen haben Bonde und Maines eine längere und sehr lesenswerte Einführung vorangestellt, die unter anderem auf den einen oder anderen roten Faden zwischen den Beiträgen aufmerksam machen soll. Dies hilft, die Zentrifugalkräfte dieser Sammlung individueller Studien, die eher selten programmatischen oder systematischen Anspruch anmelden, in Grenzen zu halten. Etwas isoliert steht dennoch der Aufsatz von Susan Wade zu auffälligen sprachlichen Parallelen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zwischen den Zeugnissen monastischer Kontemplation und Wunderberichten zur Heilung blinder Pilger – beide Textgruppen sprechen von »Erleuchtung«. Wade erläutert allerdings nicht, ob und in welcher Form die Textproduktion kleinerer monastischer Gemeinschaften hier eine besondere Rolle spielt.

An Grundsätzliches rührt Robert Shaws Bericht über den französischen Zweig der im 13. Jahrhundert in den Abruzzen gegründeten Cölestiner, dessen wachsende Distanz zu den italienischen Niederlassungen des Ordens einherging mit der Förderung durch die Kapetinger und durch große französische Dynastien des Spätmittelalters. Arthur Panier, der ebenfalls einen Beitrag zu den französischen Cölestinern beisteuert, weist darüber hinaus enge Bindungen an den päpstlichen Hof in Avignon zu Zeiten des Großen Schismas nach. Weniger diese Nähe zur Macht als die Beziehungen zu anderen Reformorden wie den aus den Klarissen hervorgegangenen Colettinen und den Kartäusern veranlassen Shaw dazu, ein Netzwerk gegenseitiger Unterstützung zu rekonstruieren, wie es ähnlich für große Benediktinerklöster und für die Zisterzienser ordensintern nachgewiesen ist. Die vernetzten kleineren Orden agierten zugleich als Konkurrenten in übereinstimmenden Expansionsräumen. Es wäre zu fragen, ob sich hier der in den großen Ordensverbänden vielfach nachweisbare interne Wettbewerb zwischen Filiationen und Obödienzen lediglich in die Außenbeziehungen der Orden verlagert.

Diverse monografische Studien warten mit je unterschiedlichem Forschungsinteresse auf. Arthur Paniers Studie zu den französischen Cölestinern befasst sich vor allem mit dem 1331 gegründeten Kloster Sainte-Croix-sous-Offémont/Oise. Der Disposition der Baulichkeiten und Räume rund um das *claustrum* attestiert Panier keine auffällige Besonderheit im Verhältnis zu anderen Orden. Die eremitischen Tendenzen des Ordens äußern sich allerdings in der Vorschrift des späten 13. Jahrhunderts, jedem Bruder eine eigene Schlafzelle zuzuweisen. Dem wurde anscheinend häufiger mit einer Unterteilung der Dormitorien durch Holzeinbauten entsprochen. Ordensspezifisch ist dies freilich nicht. Franziskanische Dormitorien des 13. Jahrhunderts etwa weisen ebenfalls diese Anlageform auf.

Erica Kinias untersucht das untergegangene Kloster der Sorores minores inclusae in Longchamp, das 1256 von Ludwig IX. und seiner Schwester Isabelle westlich von Paris gegründet wurde – ein Paradebeispiel für die Überlagerung ursprünglich klarissischer Ideale durch den auf Repräsentanz und *memoria* abzielenden Zugriff der königlichen Geschwister. In ähnlicher Weise analysiert Laura Chilson-Parks die hybride Funktion der burgundischen Kartause Champmol, die nicht nur ein aufwändiges Oratorium für Philip den Kühnen und Margarete von Flandern und von den burgundischen Kanzlern gestiftete Kapellen beherbergte, sondern sogar zu gewissen Zeiten den Pilgern beiderlei Geschlechtes Zutritt zum großen Kreuzgang gewährte, dessen prächtiger, von Jean de Merville, Claus Sluter und anderen 1385–1404 konzipierter Mosesbrunnen große Menschenmassen anzog.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94537](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94537)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Kathleen Thompson führt in die spätmittelalterliche Geschichte der im frühen 12. Jahrhundert westlich von Chartres gegründeten Abtei Tiron ein. Die eremitisch orientierte Mönchsgemeinschaft erlebte höchst erfolgreiche Anfangsjahrzehnte mit großen Einkünften und Niederlassungen jenseits des Kanals. Doch der Hundertjährige Krieg verschärfte namentlich die Lage der englischen Häuser – eine Krise, von der sich die Klosterfamilie nie wieder ganz erholte. Es zeichnet sich ein Gegenbild zur Erfolgsgeschichte der Zisterzienser ab, welches das Gefährdungspotenzial epochaler Störfaktoren für das Prosperieren von Klöstern beleuchtet: Zum guten Teil resultierte die begrenzte Wirkung der *Other Monasticisms* aus Wettbewerbsnachteilen und zuwiderlaufenden äußeren Ereignissen.

Die architekturhistorischen Beiträge haben es mit sprödem Material zu tun. Gerade die französischen Häuser der kleinen Orden wurden meist durch die Revolution zerstört, und was noch steht, ist wegen begrenzter Ressourcen oder wegen Verpflichtung zur Armut formal kaum jemals ambitioniert. Die oft einer eremitischen Lebensweise zugeneigten Regeln provozierten zudem, außer bei den Kartäusern, nur selten funktionale Antworten. Umso auffälliger scheint den Autoren ein deutliches Favorisieren einfacher Saalkirchen mit runden oder eckigen Chören, mit und ohne Querhaus. Panier deutet sie als Rückverweis auf Oratorien eremitischer Gemeinschaften. Bonde und Maines, die eine sehr instruktive Studie zu einer Gruppe westfranzösischer Eremitenklöster beisteuern, sehen die einfachen Grundrisstypen im Einklang mit der simplen, meist ungewölbten und mit Kleinquaderwerk Vorlieb nehmenden Bauweise. Auch weisen sie zu Recht darauf hin, dass die meist kleinen Konvente keine großen Kirchen mit komplexem Raumprogramm benötigten.

Erik Gustafson, dessen Beitrag über die Kamaldulenser und die Vallombrosaner sich als einziger mit italienischen Kongregationen befasst, schlägt für deren Klosterkirchen eine tropologische Interpretationsebene vor. Er sieht sie als Gehäuse für die Ausübung der *vita apostolica* – der Leitidee einer monastischen Identität, die dem Tod als Erlösung von der Welt entgegenlebe. Die schlichte Saalkirche greife deshalb den historischen Typus der Grabeskirche auf. Die Spezifik dieses Rückgriffs kann man allerdings bezweifeln, weil Säle vielen sakralen Bauaufgaben der Spätantike und des Mittelalters dienlich waren.

Einen weiteren Versuch der Deutung raumanalytischer Beobachtungen unternimmt Kyle Killian. Er studiert die Verteilung einer Gruppe traditioneller benediktinischer Klöster der Reimser Diözese, die 1131 über eine Gebetsbruderschaft beriet, in der regionalen Klosterlandschaft. Eine aufwändige Chorklösung mit Umgängen, Kranz- oder Diagonalkapellen scheint einigen Kirchen dieser Gruppe gemeinsam. Allerdings stammen etliche dieser Chöre aus der Zeit vor 1131. Sie können also nicht durch die Bildung der Bruderschaft initiiert worden sein.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94537](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94537)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Der Blick auf ein »anderes Mönchtum« macht die Erforschung der mittelalterlichen Orden nicht einfacher, soviel scheint sicher. Doch es liegt nun ein Band vor, der einen wichtigen Beitrag leistet für das Schließen der vielen Forschungslücken zwischen den Geschichten der großen Klosterverbände.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94537](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94537)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Harald Müller, KarlsThron. Monument und Mythos, Stuttgart (Hierseemann) 2021, 161 S., 3 Abb. (Zeitungsspiegel Essay, 3), ISBN 978-3-7772-2133-5, EUR 28,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sabine Sommerer, Zürich/Bamberg

Harald Müllers Buch zum KarlsThron erscheint zu einem Zeitpunkt, an dem die Entmythisierung der »Stauferkunst« einen Höhepunkt erreicht hat. So konnte beispielsweise durch jüngste Untersuchungen für das Cappenberg Kopfreliquiar ein für alle Mal bestätigt werden, dass dieses ikonische Bildwerk nicht Barbarossa darstellt, sondern Johannes den Evangelisten¹. Im vorliegenden Essay wird nun in aller Deutlichkeit der sogenannte KarlsThron in Aachen entmythisiert, was den bisweilen etwas emotional gekochten Diskussionen um diesen legendenumwobenen Stuhl Heilung bringen dürfte.

Der an der RWTH Aachen lehrende Historiker Harald Müller gliedert seinen Essay in neun Kurzkapitel, auf die ein 20-seitiger Anhang mit Quellen- und Literaturverzeichnis sowie der Anmerkungsapparat und ein Register folgen.

In Kapitel I (S. 9–14) umreißt Müller grob verschiedene Sackgassen in der Forschungsgeschichte zum Aachener Thron sowie methodische Desiderata und plädiert dafür, den Blick vom »Karls Thron«, d. h. der Objektgeschichte, auf den »KarlsThron«, sprich dessen Medialisierung, hin auszuweiten. Dabei sollen die Textquellen mehr in ihrem Kontext verstanden und die politisch Handelnden in den Vordergrund gerückt werden.

Kapitel II (S. 15–37) beginnt wiederum mit einem Rückblick auf die 1899 mit Joseph Buchkremer beginnende Forschungsgeschichte und zeigt deren Entwicklung vom Deskriptiven ins Dokumentative auf. Dabei zeichnet Müller auch die Geschichte der wissenschaftlichen Analysen nach und legt den Finger auf die Wunde: Selbst die erneut durchgeführten dendrochronologischen Untersuchungen von 2000 ergaben keine belastbaren Erkenntnisse hinsichtlich einer karolingischen Datierung des Throns².

Es folgt das zentrale und rund 40 Seiten starke Kapitel III (S. 39–77) zum Thron in den Schriftquellen mit sieben Unterkapiteln. Dabei räumt Müller in aller Deutlichkeit noch einmal ein, dass sowohl



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Knut Görich (Hg.) unter Mitarbeit von Michael Kister und Maria Luisa Cremer, Cappenberg 1122–2022. Der Kopf, das Kloster und seine Stifter, Regensburg 2022.

² Sven Schütte, Der Aachener Thron, in: Mario Kramp (Hg.), Krönungen. Könige in Aachen, Geschichte und Mythos, Bd. 1, Mainz 2000, S. 213–322.

bei den Chronisten Einhard (um 770–840) wie auch Widukind von Corvey (um 925–973) (S. 50) keine Rede von einem karolingischen Thron ist, erst Thietmar von Merseburg (um 975–1018) geht auf einen Thron bei ottonischen Krönungen sowie auf die Rolle Karls des Großen als Bezugspunkt ottonischer Herrschaft (S. 56) ein. Während die ersten vier Unterkapitel nach fränkischen und ottonischen Chronisten aufgezaunt sind, treten ab Kapitel fünf die herrscherlichen, zunächst staufischen, ab Heinrich VII. auch frühneuzeitlichen Akteure in den Vordergrund.

Auch Kapitel IV (S. 79–85) zum Thron im Bild soll den Konnex zwischen Karl dem Großen und dem Thron dekonstruieren und aufzeigen, dass in ottonischen Darstellungen nicht *der* Aachener Karlsthron gemeint, sondern *ein* Thron dargestellt ist. Die dargestellten Throne erhalten in staufischer Zeit ab Konrad III. vermehrt eine neue Ikonografie mit einer Rückenlehne, meist mit Giebel, sowie Knäufen. Gleichsam gilt, und das zeigt auch der Karlsschrein mit den ubiquitären Throndarstellungen: Modell stand nicht der Aachener Thron.

Nach den beiden Exkursen in die Schrift- und Bildquellen kehrt Müller in Kapitel V (S. 87–96) nochmals zurück zu den Sackgassen in der Interpretation des Throns. Dabei weist er darauf hin, dass neben den fehlenden Beweisen für eine Karlszuschreibung auch für weitere Behauptungen der Forschung die Nachweise fehlen. Dazu gehören die Funktionszuschreibung als Reliquiar sowie auch die Herkunft der Marmorplatten aus Jerusalem. So notwendig diese Feststellung auch ist, so hätte auch Müller in seiner Fragestellung, *wann* oder *ob* der Marmor aus der Grabeskirche in Jerusalem nach Aachen gebracht wurde, noch einen Schritt weitergehen können. Ebenso interessant und aus den Schriftquellen gut erschließbar wären doch auch die Fragen, seit wann man dies glaubte und wie sich der Glaube an das heilige Material in den Quellen niederschlug bzw. wie er für die jeweilige Herrscherpropaganda instrumentalisiert worden ist.

In Kapitel VI prüft Müller die Möglichkeit und Grenzen weiterer bzw. erneuter Materialuntersuchungen, insbesondere der Marmorplatten von Thron und Altar sowie von Marmor aus der Grabeskirche in Jerusalem. Dabei spricht er sich für eine erneute Beprobung des Holzsitzes aus, nicht ohne allerdings auf eine von vorneherein begrenzte Erkenntnisleistung dieser Untersuchungen hinzuweisen, weil der Thron nachweislich eben aus vielen Versatzstücken konstruiert worden war.

Mit diesen Materialuntersuchungen einhergehend plädiert Müller im anschließenden Kapitel VII für eine Umpolung der Fragestellungen weg vom objektbezogenen Fokus hin zur kontextuellen Einbindung des Throns in Handlungszusammenhänge.

Kapitel VIII ist noch einmal den Schriftquellen gewidmet. Auch wenn dieses Kapitel mit der Schilderung der verschiedenen Etappen in der Sakralisierung des Aachener Throns die wichtigsten



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Punkte des gesamten Essays bereithält, kommt man nicht umhin, einige Wiederholungen zu entdecken. Das mag ein voller Vorlesungssaal durchaus verkraften, die wachsame Leserschaft aber möglicherweise etwas strapazieren, zumal diese drei Etappen auch im resümierenden letzten Kapitel nochmals auf den Punkt gebracht werden.

So steht denn auch Kapitel IX mit dem Fazit ganz im Zeichen der Entmythisierung des Karlsthrons. Gemäß Müller sollte es nicht um die Authentizität des Throns gehen, sondern vielmehr um das Phänomen der Authentifizierung – um deren Rolle für die Herrschaftsausübung. Dabei werden Desiderate ausgesprochen, die Knut Görich z. T. bereits 2013 formuliert hatte, nämlich, dass die Stiftsgemeinschaft als Hauptnutznießerin der Heiligsprechung Karls des Großen 1165 einen vernachlässigten Gegenstand der Forschung darstelle³.

Der lebendig geschriebene Essay garantiert Lesegenuss und ist, abgesehen von einigen inhaltlichen Redundanzen und ganz wenigen Druckfehlern, sorgfältig redigiert. Die Stärke liegt in Müllers quellenkritischem Umgang mit überholten Mythen, im Aufbrechen einer Karlsfixierung sowie im Kontextualisieren, indem auch die Medialisierung des Throns als eigentlicher Teil der Objektgeschichte verstanden und ihre Erforschung eingefordert wird. Der angesprochene Adressatenkreis reicht von spezialisierten Historikern wie Kunsthistorikern bis hin zu den Studienanfängern und interessierten Laien, die nach einer quellenkritischen Grundlage zum Karlsthron suchen. Mit dem vorliegenden Buch haben sie diese definitiv gefunden, auch wenn Müller trotz seines scharfen kritischen Blicks manchmal in alte Denkmuster fällt. Wie oben bereits geschildert, wären Fragen nach dem *warum* anstatt des *wer* und *woher* zielführender gewesen und hätten die allgemeine Stoßrichtung, der Medialisierung des Throns mehr Aufmerksamkeit zu schenken, argumentativ bekräftigen können. Dass die Aachener Säulen aus Rom und Ravenna geholt worden seien, ist fraglich, denn auch Aachen selbst, Trier oder Köln wären als mögliche Herkunft diskutabel⁴. Bisweilen wähnt man sich im Vorlesungssaal, wenn es z. B. grundsätzlich um die Frage nach der Wissenschaftlichkeit geht (S. 103), auch die locker eingebetteten Diskurse (S. 106) entsprechen dem mündlichen Vortragsstil, was aber den Lesegenuss keineswegs dämpft, im Gegenteil gerade den essayistischen Stil ausmacht. Im Ganzen gesehen liegt mit Müllers Essay zum sogenannten Karlsthron eine wichtige Publikation vor, die die Erforschung des Throns auf den Stand der heutigen Fragestellungen bringt.

³ Knut Görich, Karl der Große – ein »politischer Heiliger« im 12. Jahrhundert?, in: Ludger Körntgen, Dominik Wassenhoven (Hg.), Religion und Politik im Mittelalter. Deutschland und England im Vergleich, Berlin 2013, S. 117–155.

⁴ Siehe dazu jüngst: Ilka Mestemacher, Marmor, Gold und Edelsteine: Materialimitation in der karolingischen Buchmalerei, Berlin 2021 (Naturbilder, 11), S. 200–205.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Alan V. Murray, Baldwin of Bourcq. Count of Edessa and King of Jerusalem (1100–1131), Abingdon (Taylor & Francis) 2022, 280 p. (Rulers of the Latin East), ISBN 978-0-367-54531-4, EUR 143,70.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Michel Balard, Paris

Avec cet ouvrage, Alan Murray signe la première étude entièrement consacrée au règne de Baudouin de Bourcq, comme comte d'Édesse puis roi de Jérusalem. Le livre comporte trois parties. Dans la première l'auteur s'intéresse aux origines familiales de son héros et à sa participation à la première croisade. La seconde porte sur son règne dans le comté d'Édesse (1100–1118) et la troisième sur ses années comme roi de Jérusalem (1118–1131).

Rien ne destinait Baudouin à jouer un rôle aussi important en Orient dans le premier tiers du XII^e siècle. Fils du comte de Rethel, Hugues, parent de Godefroy de Bouillon, il choisit, mû par une grande piété, de répondre à l'appel de la prédication de la croisade dans le nord-est de la France et de rejoindre la troupe de son *cognatus*, Godefroy. Son rôle paraît quelque peu effacé au cours de la croisade: une ambassade auprès du basileus Alexis I^{er} Comnène, une participation aux principaux événements militaires de l'expédition – Nicée, Dorylée, sièges d'Antioche et de Jérusalem – aucune responsabilité pendant le court règne de Godefroy de Bouillon. Ce n'est qu'au cours de l'été 1100 que Baudouin I^{er}, créateur du comté d'Édesse pendant l'hiver 1097, puis roi de Jérusalem à la mort de Godefroy, lui propose de prendre la direction du comté, un choix sans doute imposé en raison du retour en Occident de ses principaux compagnons d'armes.

Peuplé en majorité d'Arméniens, le comté d'Édesse était entouré de toutes parts par des puissances musulmanes: le sultanat de Rûm (Konya), l'émirat danishmendite (Sivas), l'émirat artuqide à Mardin et les atabegs de Mossoul. Sa sécurité reposait en grande partie sur l'aide que pouvaient lui apporter le royaume de Jérusalem et la principauté d'Antioche. Valeureux chevalier, Baudouin de Bourcq s'appuya largement sur les notables arméniens comme soldats et administrateurs de son comté, épousa Morfia, fille de Gabriel, seigneur de Mélitène, qui lui donna quatre filles, et ne cessa d'organiser des expéditions en Mésopotamie, tout en confiant en fief une partie du comté à son cousin Joscelin de Courtenay. Saruj en 1101, Mardin en 1103, Raqqa et Harran sont tour à tour attaqués, mais les troupes de Mossoul remportent une large victoire en mai 1104 et font prisonniers Baudouin et Joscelin. Bohémond d'Antioche confie alors la régence d'Édesse à son neveu Tancred, mais lorsque Baudouin de Bourcq est relâché contre une forte rançon de 70 000 dinars après trois ans de captivité, il doit lutter avec l'aide de l'émir de Mossoul contre Tancred qui ne veut pas restituer le comté à son titulaire: premier exemple



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

d'une alliance entre chrétiens et musulmans! Baudouin I^{er} doit intervenir pour réconcilier les deux princes francs. Entre 1108 et 1118, Baudouin de Bourcq ne cesse de consolider son comté en repoussant, avec l'aide de contingents d'Antioche et de Tripoli, les tentatives d'invasion par les armées de Mossoul, de Damas, d'Hamadan et de Mayyafariqin. En avril 1118, le roi de Jérusalem, Baudouin I^{er} meurt au retour d'une expédition dans le Sinaï, au moment même où le comte d'Édesse arrivait à la Ville sainte pour ses dévotions pascales et un entretien avec le roi, dépourvu d'héritier direct.

Le choix du nouveau souverain de Jérusalem posait un problème: ou bien, en s'en tenant au principe héréditaire, nobles et haut-clergé feraient appel à Eustache de Boulogne, frère du défunt, ce qui demanderait des mois pour le faire venir d'Occident; ou bien, dans l'urgence d'un royaume menacé, on choisirait Baudouin de Bourcq, fort de son expérience militaire dans le comté d'Édesse. Un concile réuni en avril 1118 se prononça pour la seconde solution et Baudouin reçut l'onction royale dès le 14 avril, le couronnement étant différé en attente des réactions d'Eustache de Boulogne. Alan Murray dresse un panorama du royaume: une population de Francs, de Syriens orthodoxes, d'Arabes musulmans, de Juifs et de Samaritains; un domaine royal géré par des vicomtes, quelques grands fiefs (Césarée, Tibériade, Toron, Beyrouth, Haïfa), une Église latine dirigée par le patriarche Arnoul de Choques puis par son successeur Gormond de Picquigny, comprenant un archevêché (Césarée) et quatre évêchés, et une cour royale composée essentiellement de croisés venus du nord et de l'est de la France. À Noël 1119, Baudouin est finalement couronné à Bethléem par le patriarche Gormond.

La tâche de Baudouin II est considérable. Il procède d'abord à un renouvellement de l'administration royale et à une redistribution des fiefs: Joscelin le remplace à Édesse, Guillaume de Bures, Hugues II du Puiset et Romain du Puy deviennent les principaux feudataires. Les dangers extérieurs occupent une grande partie des activités royales: en 1119 Roger, seigneur d'Antioche, est vaincu et tué par les forces artuquides à la bataille de l'Ager Sanguinis, ce qui contraint Baudouin II à organiser une première expédition vers Antioche où il devient régent pour le jeune Bohémond II, auquel est promise en mariage Alice, seconde fille du roi. Avec l'aide de chevaliers d'Antioche et de Tripoli, Baudouin II défait à Tell Danit (août 1119) une coalition des forces armées artuquides et damascènes. Mais au cours de son règne, il lui faudra mener six expéditions en Syrie du Nord (1119, 1120–1121, 1122, 1125, 1126 et 1130–1131) pour protéger la principauté d'Antioche et le comté d'Édesse des attaques musulmanes. Ses absences suscitent dans le royaume de Jérusalem un ressentiment de ses sujets et en particulier des chevaliers, plus soucieux de réaliser des gains aux frontières du royaume que de défendre les États latins de la Syrie du Nord, d'autant que Baudouin II est fait prisonnier à nouveau en avril 1123 par l'émir artuquide Balak et n'est relâché contre rançon qu'en août de l'année suivante.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

En son absence, le patriarche Gormond a négocié avec les Vénitiens un pacte d'alliance qui permet en juillet 1124 la conquête de Tyr, restée jusqu'alors enclave musulmane au cœur du royaume. Libéré, Baudouin II se rend à Acre pour imposer aux Vénitiens le »Privilegium Balduini«, obligeant Venise à contribuer à la défense du royaume, en échange de quelques privilèges commerciaux. Ayant retrouvé la confiance des grands feudataires, le roi mène en 1126, puis en 1129 deux expéditions infructueuses contre Damas, et deux autres vers Antioche où il remet le pouvoir sur la principauté à Bohémond II qui ne le gardera que quatre ans, en raison de sa mort à l'été 1130 lors de sa défaite face aux armées danishmendites. En ces dernières années de règne, se pose le problème de la succession à Jérusalem: à la mort de son épouse Morfia en octobre 1127, Baudouin II, père de quatre filles, doit trouver un héritier mâle, seul capable de prendre la tête des armées royales. Son choix se porte sur le comte d'Anjou, Foulques, qui en juin 1129 épouse Mélisende, fille aînée du roi. Épuisé par trois décennies de campagnes militaires, Baudouin II meurt le 21 août 1131, laissant un royaume plus fort qu'en 1118 et une succession assurée par le couple Mélisende-Foulques, couronné un mois plus tard.

Dans sa biographie de Baudouin II, Alan Murray a surtout mis en évidence les prouesses militaires du roi, marquées par une quinzaine de victoires et sept échecs. En revanche l'administration du comté d'Édesse, déjà traitée par l'ouvrage de Monique Amouroux, et celle du royaume de Jérusalem me semblent trop rapidement évoquées, de même que les rapports du roi avec les grands et avec le patriarche, sans doute par manque de documents. L'essor économique du royaume aurait également mérité quelques développements. Il n'en reste pas moins qu'avec l'ouvrage d'Alan Murray nous possédons une synthèse solide sur le destin curieux d'un homme de petite noblesse de l'est de la France, parvenu par ses talents militaires et sa loyauté envers ses supérieurs aux plus hautes fonctions dans un Orient latin qu'il a contribué à puissamment fortifier.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94539](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94539)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Anna Paulina Orłowska, Johan Pyre. Ein Kaufmann und sein Handelsbuch im spätmittelalterlichen Danzig. Band I: Darstellung, Band II: Edition, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2022, 712 S., 70 Abb. (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, 77,1; 77,2), ISBN 978-3-412-51723-6, EUR 110,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Tobias Boestad, Paris

Bien que souvent cité dans l'historiographie de la Hanse, le livre de comptes du marchand Johan Pyre, actif à Danzig dans la première moitié du XV^e siècle, n'avait encore jamais été édité dans son intégralité. C'est désormais chose faite avec le livre issu de la thèse d'Anna Paulina Orłowska, publié en deux volumes dans la série des »Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte«. Le public intéressé par l'histoire des techniques commerciales y trouvera non seulement une édition critique d'une grande qualité, mais aussi une étude minutieuse de ce manuscrit, qui rend justice à la richesse des informations qu'il livre sur le fonctionnement du commerce hanséatique à la fin du Moyen Âge.

Personnage intéressant que ce Johan Pyre! Resté célibataire, il semble avoir été dépourvu de toute relation familiale dans sa ville de Danzig, où il ne s'établit qu'à l'âge d'environ 20 ans, vers 1421. Bien qu'il dût y posséder une maison – sans quoi il n'aurait pu obtenir le droit de bourgeoisie –, il préférerait résider dans une chambre louée à son ami Johannes van dem Hagen, peut-être en raison de sa situation avantageuse sur l'une des artères les plus prestigieuses de la ville. Cela suffit à en faire un contrepoint utile à la thèse encore très répandue selon laquelle le commerce hanséatique reposerait en grande partie sur des entreprises familiales. Pour le reste, le »Handelsbuch« de Johan Pyre livre une vue très riche de l'activité d'un marchand ordinaire, bien entouré d'amis et de collègues, et qui mena une carrière sans accroc ni éclats: d'un personnage bien plus représentatif en somme que son quasi-contemporain Hildebrand Veckinchusen, dont le destin fut marqué par une très atypique »société vénitienne« qui finit par le ruiner¹.

Le plan de l'étude est assez classique. Après un court chapitre introductif, le chapitre 2 présente la source et son auteur. Le chapitre 3, consacré aux aspects monétaires, recense les devises et les différentes formes de crédit mentionnées dans le livre de comptes. Le chapitre 4, dédié aux »activités



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Voir notamment Michail P. Lesnikov, Walter Stark (éd.), Die Handelsbücher des Hildebrand Veckinchusen: Kontobücher und übrige Manuale, Cologne 2013 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte. Neue Folge, 67).

commerciales» (*Handelsgeschäfte*), comporte une analyse des différents types de sociétés de commerce utilisées et une présentation des produits échangés. Le chapitre 5 s'intéresse aux partenaires et aux contacts commerciaux du marchand à Danzig et ailleurs. L'ensemble comprend enfin des annexes assez fournies, parmi lesquelles on citera en particulier un très précieux glossaire expliquant en détail les nombreux termes techniques (types de fourrures, d'étoffes, indications de qualité ...) employés dans le livre de comptes.

Tout au long de l'analyse, l'autrice s'emploie à comparer, avec rigueur et minutie, les observations faites sur le manuscrit avec l'état de la recherche. Chaque élément relevé dans le livre de comptes (devise, marchandise, type d'association entre marchands ...) donne lieu à une présentation détaillée des connaissances et des débats, qui prend en compte non seulement l'importante tradition historiographique allemande sur la Hanse, mais aussi ses récents enrichissements par la recherche polonophone ainsi que certains travaux d'historiens russes. Les débats sur une hypothétique «arriération» des techniques commerciales de la Hanse (par rapport à celles des grandes firmes d'Italie ou d'Allemagne du Sud) sont discutés avec une grande clarté, que ce soit en lien avec les techniques de comptabilité (p. 26–32) ou à propos de la question de l'hostilité supposée des Hanséates au crédit (p. 74–75). L'autrice démontre ainsi que Johan Pyre, loin de se tenir à des méthodes de comptabilité qu'il est de bon ton de qualifier de rudimentaires – en leur opposant la sophistication de la partie double italienne –, expérimente sans cesse et n'hésite pas à adapter, avec pragmatisme, sa manière de tenir les comptes (p. 34–43).

Cette comparaison systématique du particulier avec les tendances générales permet tantôt de corroborer nos connaissances, tantôt de les affiner et de les nuancer. Ainsi, le commerce de Johan Pyre est classiquement hanséatique dans la mesure où il repose sur la mise en relation des marchés de l'Europe occidentale (Angleterre, Flandre, Pays-Bas) et orientale (Riga, Vilnius), même s'il semble parfois emprunter des routes commerciales peu connues et étudiées par la recherche. Comme de nombreux Hanséates, les marchandises qu'il manipule sont d'une grande variété, même s'il semble se concentrer sur certains produits comme les fourrures, les étoffes et la cire, au détriment d'autres biens couramment échangés par les marchands allemands: le vin, le hareng ou le bois apparaissent par exemple assez rarement dans ses comptes (p. 109). À propos des sociétés de commerce, A. P. Orłowska observe que le modèle classique de la *wedderlegginge* ne correspond que partiellement aux activités de Johan Pyre: non seulement celui-ci n'utilise pas beaucoup ce type de société (qui repose sur une répartition des tâches entre un *socius dormiens* qui fournit la majorité du capital et un *socius tractans* chargé de le faire fructifier à l'étranger), mais il y prend régulièrement une part active, ne se cantonnant donc pas à son rôle de *socius dormiens* (p. 95). Ces observations rappellent que ces formes d'association, loin



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de constituer des cadres rigides, sont en constante évolution et souffrent bien des adaptations.

S'agissant des contacts commerciaux de Johan Pyre, A. P. Orłowska tient compte des récents renouvellements que les travaux inspirés de la «nouvelle économie institutionnelle» ont apportés à l'étude des réseaux des marchands hanséates, mais constate que son manuscrit se prête plutôt à une analyse qualitative des relations du marchand de Danzig avec certains de ses partenaires privilégiés (p. 213–214): tant mieux, car ce parti pris la préserve de l'un des principaux écueils des analyses quantitatives qui ont prévalu au cours des deux dernières décennies, à savoir le risque d'aplanir les relations d'amitié, de famille, de travail, etc., sans saisir la profonde spécificité de chacune d'entre elles. Une attention particulière est donc portée à deux des partenaires les plus importants et durables de Pyre: les Danzigois Hans Bekker et Johannes van dem Hagen. Suit une présentation de certains de ses nombreux contacts en Flandre, en Angleterre et en Hollande, et surtout une analyse détaillée de ses denses relations avec les milieux marchands de Riga, pour laquelle les données du livre de comptes ont été complétées par des dépouillements dans les archives d'État de Lettonie (p. 289–327). Pyre commerçait aussi régulièrement avec la Lituanie et était en contact avec plusieurs marchands de Vilnius, ce qui ne l'empêchait pas, à l'instar de nombreux autres marchands prussiens, d'entretenir des relations régulières avec l'ordre Teutonique.

Pour finir, quelques mots de l'édition, qui occupe le deuxième volume de cet ouvrage. Si elle ne rend pas compte de l'ensemble de l'activité de Johan Pyre – puisque le livre de comptes renvoie plusieurs fois à un second livre non conservé –, elle occupe tout de même près de 200 pages et répond au plus haut point aux exigences scientifiques actuelles. Introduite par une description détaillée du manuscrit, elle est complétée d'un index, d'une table de concordance des différentes paginations en usage dans l'historiographie, ainsi que de quelques fac-similés qui illustrent bien la dimension éminemment pragmatique de ce livre de comptes: les entrées obsolètes sont barrées, et des lettres ont parfois été insérées et collées au fil des pages.

Tous ces éléments facilitent grandement la compréhension et la navigation dans le texte et contribuent à faire de ce livre non seulement une remarquable étude de cas sur le commerce hanséatique, mais surtout un outil précieux en vue de comparaisons futures avec les autres livres de comptes bas-allemands de la fin du Moyen Âge.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94540](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94540)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Giulia M. Paoletti, Lidia L. Zanetti Domingues, Lorenzo Caravaggi (ed.), Women and Violence in the Late Medieval Mediterranean, ca. 1100–1500, London, New York (Routledge) 2022, 238 p. (Studies in Medieval History and Culture), ISBN 978-0-367-56570-1, GBP 120,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Claude Gauvard, Paris

Fruit de la rencontre qui s'est tenue les 27–29 septembre 2019 à la Maison française d'Oxford sur le thème du rapport des femmes et de la violence dans le monde méditerranéen, ce recueil rassemble onze contributions auxquelles s'ajoutent une introduction rédigée par les trois organisateurs et éditeurs, Lidia L. Zanetti Domingues, Lorenzo Caravaggi et Giulia M. Paoletti, et une conclusion confiée à Annick Peters-Custot, qui prolonge le problème jusqu'à nos jours. Un index des noms et des lieux permet de mesurer l'ampleur de l'aire géographique qui embrasse le pourtour méditerranéen, de l'Espagne à l'Arménie, avec plusieurs communications sur la péninsule italienne, et comprend le monde byzantin et les états islamiques, ce qui est assez rare pour être souligné: dans cette étude sur la place des femmes dans la violence, la Méditerranée n'est donc plus conçue seulement comme un lieu d'échanges économiques, mais comme un ensemble social et culturel. Les sources et la bibliographie sont soigneusement répertoriées. Elles ne se limitent pas aux données archivistiques, mais incluent les sources littéraires ou hagiographiques.

La démonstration se déroule en trois parties: la première est consacrée aux femmes dans la guerre, avec quatre communications (Maximilian Lau, Nina Soleymani Maid, Alberto Luongo, Lucie Arrighi); la deuxième porte sur la place des femmes dans les cours criminelles, en particulier dans les cas de viol comme le montrent Carol Lansing à Bologne au XIII^e siècle ou Nina Krslianin, sur les droits qui leur sont reconnus, par exemple en Sicile d'après la législation et les transformations juridiques étudiées par Philippa Byrne; enfin, la troisième partie analyse la place des femmes dans la violence, en posant la question de l'existence et des modalités d'une violence féminine comme le montrent pour Byzance Élisabeth Malamut en traitant de la parrhèsia et Stephanie Novasio à propos de différents crimes soi-disant réservés aux femmes comme l'avortement ou l'infanticide, ou encore Joseph Figliulo-Rosswurm pour la Toscane, tandis que Loek Lutten revient sur les femmes victimes de violences extrêmes en Italie centrale.

Ces communications traitent donc des violences faites aux femmes, mais également des femmes violentes qui détiennent le pouvoir et que magnifie la littérature (épopée et roman) ainsi que des femmes criminelles du monde ordinaire. Elles ne se bornent



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

pas à développer une historiographie traditionnelle qui ferait exclusivement de la femme une victime et une médiatrice de paix. Certes, les femmes peuvent l'être, mais leur rôle ne les place pas en marge des actions violentes. Elles peuvent en être les acteurs, y compris lors des guerres seigneuriales que la vengeance anime. Il convient néanmoins, comme le suggèrent les communications, de distinguer leur rôle en tenant compte des différentes conditions sociales. Toutes n'ont pas une action visible dans l'espace public, sauf s'il s'agit de reines, de nobles ou de veuves de seigneurs éminents. Que penser alors des récits qui mettent en avant les exploits militaires des femmes ordinaires, comme c'est le cas dans plusieurs exemples empruntés à l'Italie communale? À Ancône, Sienne ou en Ombrie au XIII^e siècle, comme en Corse, l'intervention des femmes dans la guerre et dans les décisions politiques qui la préparent ne doit pas être considérée comme pure rhétorique de chroniqueurs ou de notaires qui rapportent les faits, d'autant que leurs récits ne sont pas vraiment favorables à l'action des femmes qu'ils jugent «contre-nature». Autrement dit, en Méditerranée, les femmes ne sont pas exclues de la culture de guerre.

Peut-on aller plus loin encore et leur reconnaître une «voix», la liberté de parler qui est une forme de violence et peut rapidement transgresser la place du genre dans la société? L'exemple byzantin, à travers le cas de Théodora, l'épouse de Justinien, montre que la liberté de parole des femmes, même s'il s'agit de l'impératrice, est l'objet de sévères critiques dès le milieu du VI^e siècle. Cette parrhèsia ne convient pas aux femmes: le droit et en particulier la «Novelle 48» de Léon VI ont ainsi acté le rôle dévolu aux genres. Pour le sexe féminin, silence et pudeur doivent aller de pair. Néanmoins, les femmes ont continué à user de cette liberté de parole. Celles qui ont transmis de façon violente la voix de Dieu ont pu être écoutées, mais les autres, en particulier celles du peuple, mal connues, ont souvent vociféré en vain. La violence qui s'exprime par le cri mêlé d'injures fait pourtant partie de la stratégie féminine et peut propulser la femme devant les tribunaux. On regrettera ici que les travaux menés par Martine Charageat sur la parole des femmes en Aragon (leur «jactance») n'aient pas été sollicités car ils appartiennent pleinement au domaine géographique considéré et ils auraient prolongé les belles conclusions de ce colloque.

De façon générale, le choix historiographique de limiter la réflexion au monde méditerranéen trouve ses limites. Une comparaison avec les pays occidentaux du nord de l'Europe aurait été bienvenue pour ne pas rester sur l'idée fausse d'une violence propre au monde méditerranéen où le code de l'honneur serait, dès l'époque médiévale, plus profondément enraciné qu'ailleurs. Cela tient aux limites historiographiques très visibles dans l'introduction du livre où, dans la bibliographie figurent presque exclusivement des ouvrages en langue anglaise, sans tenir compte des recherches menées depuis plus de trente ans sur le sujet en langue française, allemande et même italienne. Ce cloisonnement est finalement préjudiciable dans la mesure où les études de cas contenues dans ce colloque auraient justement permis de poser une question



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

essentielle: y a-t-il une spécificité méditerranéenne? La pratique de l'honneur, source de violence, serait-elle déjà exacerbée dans les pays du pourtour méditerranéen? À quel moment la place des femmes dans la violence se différencie-t-elle entre le nord et le sud de l'Europe? Or, en lisant ce livre, l'historien de l'Europe du Nord n'est pas dépaycé: les descriptions sont en parfaite harmonie avec ce qui a pu être étudié ailleurs. L'usage de la violence et des valeurs d'honneur dans le monde méditerranéen ne serait donc pas encore privilégié à l'époque médiévale et la chronologie de son repli en ces lieux reste à affiner.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94541](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94541)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Agostino Paravicini Bagliani, Francesco Santi (a cura di), Medioevo latino e cultura europea. In ricordo di Claudio Leonardi, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2021, 436 p. (mediEVI, 32), ISBN 978-88-9290-082-0, EUR 58,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Pascale Bourgain, Paris

Dix ans plus tard ... La disparition en mai 2010 du grand médiéviste que fut Claudio Leonardi n'a pas mis fin aux longues vagues des recherches qu'il avait fait naître. On a même l'impression que ces vagues, se dispersant de plus en plus loin, tracent un sillage de plus en plus puissant, et que l'on retrouve ses intuitions fulgurantes désormais bien établies en de nombreuses provinces de la médiévistique, qui les a assimilées et prises pour base de nouvelles avancées.

L'une de ces intuitions était l'importance du Moyen Âge latin pour la culture européenne actuelle et l'urgence qu'elle le comprenne pour se comprendre elle-même, dans la diversité de ses évolutions. C'est dans cet esprit que ses amis et collègues, dans la mouvance du doctorat de philologie et littérature latine médiévale de Florence dans les années 1980, ont voulu marquer l'anniversaire de sa disparition, en montrant combien son enseignement continue à animer les travaux qui perpétuent sa méthode et ses convictions, avec une vitalité qui ne diminue pas.

Les dix-huit contributions sont présentées dans un ordre chronologique qui se révèle en partie thématique, puisqu'il épouse les transformations et les évolutions de la culture européenne. On aurait pu les regrouper par disciplines, celles sur lesquelles Leonardi a fait porter le plus volontiers son attention critique et sa puissance de synthèse: la poésie, l'hagiographie, la mystique. Mais les barrières des genres sont insuffisantes à canaliser la diversité des phénomènes littéraires. On a donc plutôt un cheminement à travers la formation de l'Europe culturelle, tantôt avec des vues cavalières sur l'ensemble d'un genre, tantôt à partir de points de détail qui s'élargissent vers une problématique plus vaste.

Le parcours part de Grégoire le Grand, avec une réflexion de Francesco Santi sur la poésie dans les »Dialogues« (p. 3–19), et sa vision innovatrice où le potentiel poétique réside dans la signification universelle qu'acquiert l'individu dans son humanité; il montre les tensions de Grégoire pris entre l'idéologie chrétienne qui dans l'absolu rendrait la poésie inutile en absorbant la liberté de l'individu dans l'infini divin, et le besoin de rendre présente l'action de Dieu en chaque individu, à travers la narration hagiographique. Santi y voit le point de départ, encore tâtonnant, d'une poésie de la spiritualité.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Fractionner les événements pénibles (les conflits internes à l'église d'Angleterre) et masquer leur enchaînement en les dispersant en différents points de la narration, est un procédé de Bède dans son »*Historia ecclesiastica*« pour diminuer leur impact, comme le montre Lucia Castaldi (p. 21–37). Sa narration procède sur des plans parallèles et simultanés, selon les différentes provinces de l'île, ce qui l'oblige à de fréquents renvois internes. L'un de ceux-ci, mal interprété (au début de l'»*Historia abbatum*«, la leçon *cujus supra meminimus* abrégée, lue *beatae memoriae* dans l'archétype de la tradition), permet de dénouer une des *crux* de la tradition: la formule de renvoi ajoutée par Bède en marge a été mal remplacée par le copiste, qui l'applique à Benoît Biscop et non à Agathon, auparavant cité par Bède bien avant qu'il ne soit pape. La compréhension des modes de rédaction de Bède permet d'attester la présence du futur pape en Angleterre, probablement comme légat apostolique pour défendre la primauté romaine. Comme quoi un problème d'ecdotique apparemment minuscule peut aider à éclaircir des épisodes historiques restés obscurs.

Angélome de Luxeuil, au début du IX^e siècle, est pour Luigi Ricci le point de départ d'une abondante recherche stylistique sur la veine maniériste dans l'épistolographie (p. 39–91). Partant de l'époque tardo-antique et de Sidoine Apollinaire, il fait un tour d'horizon de cette tendance maniériste, surtout dans les lettres de dédicace, jusqu'à Aldhelm de Malmesbury et Boniface. Il détaille ensuite les sources directes d'Angélome pour ses propres préfaces à ses commentaires bibliques, en s'arrêtant spécialement sur Jonas de Bobbio et Aldhelme, filon irlandais et anglais pour ce moine d'un monastère colombanien, en montrant sa volonté d'élever stylistiquement ses préfaces selon ce modèle identitaire.

Francesco Stella rappelle la pensée de Claudio Leonardi sur la poésie et comment elle a influencé et accompagné sa propre recherche. La poésie carolingienne, ancrée sur l'école palatine et son ascèse culturelle très consciente de ses capacités rhétoriques, développe des expériences d'imagerie neuve fondées sur les méthodes exégétiques (p. 95–109). Sur l'exégèse aussi, porte l'étude de Rossana Guglielmetti, qui étudie les préfaces des auteurs conscients que l'exégèse prolonge dans le temps de l'histoire la révélation divine, et destinant leurs ouvrages à une élite politico-culturelle (p. 111–141).

Paolo Chiesa montre que l'histoire, par l'accent mis sur sa scansion et la périodisation proposée, mais aussi sur sa mise en forme linguistique, est une production littéraire qui devrait être analysée comme telle, dans toute sa richesse stylistique et formelle, témoin des intentions et conceptions des auteurs, et non seulement pour les faits relatés (p. 143–164).

L'abbaye bavaroise de Tegernsee au XI^e siècle est le lieu d'expérimentations hardies où prennent naissance la lyrique amoureuse, l'osmose sociale et linguistique avec les futures littératures vernaculaires, comme le montre à partir de trois manuscrits d'une innovante liberté poétique Roberto Gamberini



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(p. 165–185). Jean-Yves Tilliette montre comment au XII^e siècle, confrontées à leurs pendants en langue française, les œuvres latines qui semblent présenter un aspect plus sécularisé («Ysengrimus», Joseph d'Exeter et »Dolopathos«) restent malgré tout orientées vers le sacré et porteuses d'une efficacité spirituelle (p. 187–204).

De nouveaux types de sainteté, toujours au XII^e siècle, sont mis en valeur par Antonella Degli Innocenti: volonté de réforme et contrôle des canonisations, liberté spirituelle des mystiques féminines, sainteté d'un laïc, Raniero de Pise (p. 187–218). Donatella Frioli fait un tour d'horizon complet de la culture cistercienne, de ses préoccupations philologiques et de son esthétique ascétique (p. 219–256).

Giuseppe Cremascoli souligne les transformations de la lexicographie, qui tout en conservant le principe de la *derivatio nominis* s'attache de plus en plus jusqu'au »Catholicon« à fournir des renseignements de type encyclopédique qui s'appuient sur toutes les sciences y compris la théologie (p. 257–270).

Comment saint François s'appuie sur des passages évangéliques (surtout johanniques) et la première épître de Pierre et les entrelace à sa propre pensée pour construire sa façon de suivre le Christ est mis en valeur par Stefano Brufani (p. 271–288). Emore Paoli montre les coïncidences doctrinales et rhétoriques qui rapprochent le pseudo-ovidien »De vetula« de l'œuvre de Roger Bacon; celui-ci aurait redessiné à sa propre image, dans le sens de la philosophie morale, la figure du poète antique, prétendument converti d'amours légères à l'amour des sciences (p. 289–307). Daniele Solvi apprécie dans le »Memoriale« d'Angèle de Foligno l'inaboutissement de la mise en forme qui permet d'entrevoir les problèmes des deux rédacteurs attachés à rendre cohérents des morceaux de témoignage à la limite du communicable (p. 309–322). Mariarosa Cortesi détaille les efforts des humanistes pour éclaircir la littérature patristique grecque et latine, pour traduire, comprendre et assimiler son héritage (p. 323–359).

Enfin, les dernières participations reprennent des thématiques transversales: les mystiques du XIV^e siècle (A. Bartolomei Romagnoli), l'historiographie du corps d'après Innocent III, au niveau médical et corporel (A. Paravicini Bagliani), et reviennent sur l'apport des nouvelles technologies mises au service de »Medioevo latino« selon la prévision prémonitoire de Claudio Leonardi et de son équipe (Silvia Pinelli).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Humbert de Romans, Valentin Portnykh (dir.) Traité sur la prédication de la croisade. De praedicatione sanctae crucis, Turnhout (Brepols) 2022, 235 p. (Corpus Christianorum in Translation, 39), ISBN 978-2-503-59810-9, EUR 45,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Laura Viaut, Paris

Le traité »De predicatione crucis«, composé vers 1266–1268 par Humbert de Romans, le cinquième maître général de l'ordre dominicain, est sans doute l'instruction la plus détaillée pour les prédicateurs de la croix dont nous disposons. L'auteur donne ses commentaires sur les questions qu'il croit être les plus essentielles pour prêcher la croisade, sans pourtant donner des sermons prêts à être prononcés: le prédicateur est censé composer le sermon lui-même en utilisant le traité comme manuel. Il procure aussi des extraits de la Bible et des textes non-bibliques pour le même but.

Le phénomène que nous appelons croisade n'était pas clairement défini au Moyen Âge, aucun terme ne s'imposant avant la fin de la période. La meilleure définition que l'on ait vient de Jean Richard au début de son »Histoire des croisades« en 1996: »La croisade, au sens précis du terme, est une expédition, essentiellement militaire, assimilée par la papauté à une œuvre méritoire et dotée par elle de privilèges spirituels accordés aux combattants et à ceux qui participent à leur entreprise. Si ces privilèges ont d'abord été concédés à ceux qui prenaient la route de l'Orient et plus spécialement des lieux saints, ils l'ont aussi été pour d'autres opérations lancées à l'intérieur de la chrétienté contre des hérétiques ou des ennemis de l'Église de Rome, aussi bien qu'aux frontières de cette même chrétienté contre des païens ou des infidèles.«

La croisade naît de la prédication et le sermon en était un des aspects essentiels;

- au début pour l'annonce, le recrutement et la levée de fonds avant de partir;
- pendant la croisade dans l'objectif de maintenir le moral avant une bataille
- après la bataille pour rendre grâce à Dieu.

Ces sermons étaient donnés à tous les niveaux de la hiérarchie ecclésiastique et dans différents lieux publics.

La prédication des croisades a connu d'illustres personnages de la fin du XII^e et du début du XIII^e siècle: Giraud de Barri, Foulques de Neuilly et Eustache de Fly, mais également Jacques de Vitry et



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Olivier de Paderborn. Cependant, à la suite du pontificat d'Innocent III, la prédication de la croisade fut confiée aux Frères prêcheurs et mineurs, qui avaient reçu une formation universitaire. Ce fut le cas de deux grands prédicateurs de la croisade: Jean de Capistran et Jacques de la Marche.

C'est ainsi qu'apparut ce qu'il est convenu d'appeler le sermon de croisade qui rapidement engendra l'apparition de modèles. C'est le cas, outre-Manche, de l'«*Ordinacio de predicatione sanctae Crucis in Anglia*», de la première moitié du XIII^e siècle. En France, vers 1266, le dominicain Humbert de Romans compose un manuel: le «*De predicatione Crucis contra Saracenos*», dans lequel il va proposer aux prédicateurs de se former.

Humbert de Romans est dans le diocèse de Vienne vers l'an 1194. Après avoir étudié à Paris, il rejoint en 1224 les dominicains, et enseigne la théologie à l'école de l'ordre à Lyon en 1226, avant d'en devenir le prieur en 1236. Il est élu provincial de la province de Rome en 1240, puis de la province de France en 1244 qu'il gouverne jusqu'en 1254, date à laquelle il est élu maître de l'ordre des Prêcheurs lors du chapitre général de Budapest. En 1263, lors du chapitre général de Londres, il renonce à ses fonctions pour se retirer au couvent de Valence où il décède probablement le 14 juillet 1277.

Ce traité, qui s'intitule «*De la prédication de la sainte croix contre les Sarrasins*», est une sorte de manuel pour les prédicateurs. Le traité est conservé en vingt manuscrits. La comparaison des manuscrits a montré que le meilleur que nous avons est le manuscrit Madrid Bibl. Nac. 19 423. Le traité est structuré dans la manière commode pour les prédicateurs. Il contient beaucoup d'instructions différentes pour les prédicateurs qui étaient supposés composer des sermons eux-mêmes en utilisant ce matériel. Le traité a été écrit dans le contexte de la réforme de l'Église du XIII^e siècle et dans le contexte de l'avancée musulmane contre les États latins. L'auteur du traité utilise beaucoup de sources, bibliques et non-bibliques, dont la majorité a été identifiée dans la thèse. Généralement, les idées que contient le traité sont traditionnelles et peuvent être trouvées dans les sources précédentes concernant les croisades. Le traité contient les composantes de l'idée de la guerre sainte comme le commandement de Dieu sur l'armée des croisés, le soutien assuré de la part des anges et des saints, le martyre des soldats, la récompense, le pèlerinage, et les idées liées au symbolisme de la croix. Pourtant, Humbert de Romans affirme qu'il n'y a aucune espérance de la conversion des Sarrasins. Ce point de vue est différent de la majorité des opinions de cette époque et de l'orientation de l'ordre dominicain.

Le texte latin a été édité dans Humbertus de Romanis, «*De predicatione crucis*». Valentin Portnykh en propose ici la traduction du latin vers le français, assortie d'une riche introduction visant à présenter le texte. Des renvois aux pages correspondantes de l'édition sont fournis dans les marges de cette publication.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94543](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94543)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Il faut ici relever la force de ce travail de grande ampleur et le courage de son auteur de proposer une traduction. L'ouvrage est de très belle facture et servira, sans nul doute, aussi bien aux chercheurs confirmés qu'aux étudiants.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94543](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94543)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Stanisław Rosik, The Slavic Religion in the Light of 11th- and 12th-century German Chronicles (Thietmar of Merseburg, Adam of Bremen, Helmold of Bosau). Studies on the Christian Interpretation of Pre-Christian Cult and Beliefs in the Middle Ages, Leiden (Brill Academic Publishers) 2020, 464 p. (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450, 60), ISBN 978-90-04-27888-2, EUR 132,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Marcin Kurdyka, Chambéry

L'ouvrage de Stanisław Rosik s'inscrit dans une longue tradition polonaise et allemande d'étude du paganisme slave ou plutôt, comme l'écrit l'auteur, de la »religion préchrétienne slave«. Cette étude est une traduction, par Anna Tyszkiewicz, d'une thèse de doctorat parue en 2000, intitulée »Interpretacja chrześcijańska religii pogańskich Słowian w świetle kronik niemieckich XI–XII wieku (Thietmar, Adam z Bremy, Helmold)«, mise à jour et agrémentée de nouvelles notes. S. Rosik entend ici renouveler l'approche historiographique de la religion des Slaves à travers une analyse qui s'appuie avant tout sur le contexte d'écriture des chroniques allemandes (p. 1–10). La formation intellectuelle de l'auteur, son expérience, ses objectifs dans l'écriture de la chronique ainsi que son environnement politique, culturel et social: autant d'éléments qui doivent être pris en compte lors de l'étude de la religion préchrétienne des Slaves. Les auteurs étudiés – Thietmar de Mersebourg († 1018), Adam de Brême († 1081/1085) et Helmold de Bosau († 1177) – dévouent en effet quelques passages cruciaux de leur chronique à la description de rites, croyances ou de la mythologie des Slaves païens entre l'Elbe et la Baltique (voir la carte p. X). Ces récits sont précieux, étant donné la rareté des informations sur ce sujet.

La question de la réalité d'une telle religion, de son application ou non à l'ensemble du monde slave, ainsi que celle de sa persistance historique ont donné lieu à maints débats dans l'historiographie, qui sont résumés au deuxième chapitre de l'ouvrage (p. 10–39). En effet, depuis la fin du XIX^e siècle, les historiens ont abordé la religion slave d'un œil critique, même si les positions n'ont pas été unanimes, notamment autour de la transposition de l'imaginaire chrétien vers le paganisme, qualifié d'*interpretatio christiana*. C'est précisément cette question qui intéresse S. Rosik, qu'il définit comme »la conviction que les sources médiévales montrent une image d'une religion primaire donnée, à travers des images empruntées à la littérature chrétienne et antique, au lieu de montrer la réalité de cette religion« (p. 31). Le phénomène inverse, tout aussi important, existe: l'*interpretatio slavica*, c'est-à-dire la réception d'éléments chrétiens dans le paganisme slave.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ces différents outils conceptuels, ainsi qu'une analyse terminologique poussée, forment l'essentiel de l'analyse de l'auteur. À travers trois imposants chapitres, chacun consacré à un chroniqueur, S. Rosik s'attache à opérer une analyse fine et nuancée des principaux extraits des chroniques. Chacun des trois chapitres principaux est construit de la même façon: une biographie situant l'auteur dans un ou plusieurs contextes, une analyse des passages évoquant la religion des Slaves païens et enfin une conclusion récapitulant l'image qui en ressort. Les sources étudiées sont soumises à un examen approfondi, à l'aide de différents outils: l'intertextualité, la terminologie, l'étymologie, l'archéologie, le comparatisme avec d'autres aires slaves, le tout dans une analyse au plus près du texte.

L'auteur a parfois recours à de longues démonstrations, où une interprétation nuancée ne permet que rarement de trancher de manière claire. S. Rosik préfère ne pas considérer ses objets d'études de manière binaire (la réalité ou non des descriptions des chroniqueurs), en montrant comment différentes images peuvent se superposer dans un même passage. Des références chrétiennes de l'auteur peuvent ainsi coexister avec des éléments de religion slave attestés dans d'autres sources.

Par exemple, l'existence du sanctuaire païen de Radogošč, tel que décrit par Thietmar (p. 93–145), a été remise en question dans l'historiographie. S. Rosik démontre qu'il s'agit bien d'un centre supra-tribal de la fédération des Liutici, bien que son caractère soit probablement davantage politique que religieux (p. 142). La même critique a été formulée à l'encontre de la description de Rethra par Adam de Brême, centre religieux supposé des Slaves de l'Elbe (p. 212–226). L'auteur se montre plus réservé ici: Rethra comme «siège de l'idolâtrie» s'oppose en fait à la métropole de Hambourg, d'où écrit Adam. Le stéréotype l'emporte ici sur l'image réelle de Rethra (p. 225). Enfin, chez Helmold de Bosau, l'île de Rügen est le plus grand sanctuaire des Slaves païens, mais aussi le dernier à succomber aux assauts des souverains chrétiens en 1168 (p. 355–368). Le culte de Svantevit, attesté sur l'île, semble montrer l'influence du monothéisme sur la religion des habitants de l'île, les Rans, qui aspiraient ainsi à créer une divinité suprême aux pouvoirs universels (p. 366).

Le polythéisme des Slaves, évoqué à plusieurs reprises, constitue une pomme de discorde depuis des générations: existait-il chez les anciens Slaves ou n'est-il qu'une création littéraire des chroniqueurs, voire même une importation du culte chrétien (p. 1–27)? La figure de Svarog permet de répondre en partie à la question (p. 106–125). Ce dieu, Svarog ou Svarožic («petit Svarog») apparaît aussi bien chez Thietmar que dans la «Chronique des Temps passés» ruthène (XII^e siècle). Or, présupposer l'absence de polythéisme chez les Slaves n'a pas de sens pour S. Rosik (p. 117). Bien que présenté comme «l'antithèse du Christ lui-même» chez Thietmar, on ne peut réduire Svarog à cette dimension littéraire (p. 109). À travers une perspective comparatiste, on peut le rattacher à une divinité solaire, liée au monde agraire (p. 118–



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

120). Chez les Liutici, son émanation, Svarožic, devient la figure tutélaire de leur panthéon, dont le caractère solaire et militaire est alors étroitement associé au renforcement du pouvoir de leurs chefs (p. 120–125). Un exemple intéressant d'*interpretatio slavica* est formulé à propos de Czarnobóg («le dieu noir») et de son opposé, Biało bóg («le dieu blanc»). Même si Helmold associe Czarnobóg à Satan, le dualisme entre le bon dieu et le mauvais dieu semble davantage correspondre à une »slavisation d'éléments chrétiens dans la culture spirituelle des Slaves septentrionaux de l'Elbe« (p. 321) qu'à une création littéraire du chroniqueur.

D'autres aspects de la vie religieuse des Slaves sont abordés. Parmi eux, notons la question de la vie dans l'au-delà chez Thietmar (p. 59–72), qui nous renseigne davantage sur la mentalité du chroniqueur que sur de réelles croyances slaves. Quant à l'usage macabre voulant qu'une femme suive son mari dans la mort, correspondant à un certain topos, on peut y trouver cependant un embryon de réalité, même s'il est difficile de savoir si cette pratique était courante ou non (p. 176–182). Dans le même registre, les sacrifices d'animaux et même d'êtres humains pouvaient exister (p. 91–93, 311–313). Enfin, les différents lieux de culte et le panthéisme slave sont également évoqués: la source sacrée de la tribu des Glomače (p. 56–59), le bosquet sacré des Liutici (p. 145–148), ou encore le mont de Ślęża (p. 149–155). Un autre motif récurrent est celui des conversions, des révoltes et des réactions païennes, ce qui permet aux chroniqueurs de réfléchir sur l'apostasie ou sur la résistance particulière des Slaves au christianisme (p. 76–91, 183–187, 235–240, 294–299).

Dégager une image générale du paganisme slave au sein de chaque chronique n'est alors pas une chose aisée. Thietmar de Mersebourg perçoit les difficultés d'évangélisation des Slaves avant tout d'une manière dualiste: le combat du bien contre le mal, les chrétiens et les païens, les *litterati* et les *illiterati* ou encore les fidèles contre les infidèles; les Slaves faisant toujours partie de la seconde catégorie (p. 187–196). Adam de Brême insère la religion slave dans un cadre plus général de conversion des peuples barbares: si la religion des Slaves apparaît clairement de manière péjorative, les Slaves eux-mêmes sont de nobles barbares, cruels, mais hospitaliers (p. 249). Cette image est reprise par Helmold de Bosau (p. 368). Il insiste toutefois avec plus de verve que son prédécesseur sur l'opiniâtreté de la résistance slave à la conversion, dont l'apostasie est aussi bien le fruit des actions de Satan que de leurs erreurs (p. 369–374). De manière générale, pour ces chroniqueurs, le paganisme slave correspond fondamentalement à une attitude de défiance collective vis-à-vis de Dieu et du Christ (p. 386).

La conclusion de l'auteur, comme son étude, est prudente. S'il est absurde aujourd'hui de considérer la religion des Slaves comme un seul système unifié, »on peut noter toutefois l'existence d'un certain nombre de systèmes religieux parmi les Slaves jusqu'au XII^e siècle, dans lesquels, malgré le peu de données, il est possible d'entrevoir des éléments communs dans la mythologie et le



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

culte» (p. 389–390). Toutefois, étant donné l'importance des transferts depuis la culture chrétienne, le système religieux des Slaves païens du X^e au XII^e siècle ne peut être considéré comme une »religion primaire«. Finalement, si l'approche hypercritique n'a plus lieu d'être, notamment grâce à l'archéologie, le chercheur doit parfois admettre son ignorance.

L'étude de Stanisław Rosik constitue d'abord un ouvrage intéressant par la méthode employée, qui ne se borne pas à l'utilisation d'une seule grille de lecture des sources. Au contraire, plusieurs outils conceptuels, évoqués plus haut, permettent d'obtenir une analyse et une interprétation de grande qualité. Cette étude nous permet de mieux comprendre la manière dont le chercheur doit aborder la question de la religion slave préchrétienne, et de manière générale, la façon dont les clercs médiévaux percevaient les religions païennes. S'il demande une certaine concentration de la part du lecteur, cet ouvrage constitue aujourd'hui une référence incontournable pour tout chercheur s'intéressant de près ou de loin à la religion des Slaves.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94544](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94544)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Adriano Russo, Elisa Lonati, Silverio Franzoni (dir.), Le sens des textes classiques au Moyen Âge. Transmission, exégèse, réécriture, Turnhout (Brepols) 2022, 278 p., 8 b/w ill. (Recherches sur les Réceptions de l'Antiquité [RRA], 4), ISBN 978-2-503-59846-8, GBP 90,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Pascale Bourgain, Paris

Transmission, appropriation et réinvention des textes de l'Antiquité: certes, si la transmission a suscité de longtemps l'intérêt des philologues, les réaménagements médiévaux, naguère considérés avec une commisération narquoise, font désormais partie d'une compréhension plus fine de l'univers médiéval. La préface des trois directeurs résume à merveille l'apport en avancées neuves et les directions d'enquêtes des douze contributions présentées.

L'aspect de transmission des textes, jadis tourné principalement vers la récupération du patrimoine antique, a fait des pas de géant depuis les travaux fondateurs de Berthold L. Ullman, et grâce aux sommes inspirées de Birger Munk Olsen, point de départ obligatoire des recherches actuelles; grâce aussi à la multiplication et à l'affinement des moyens de recherche et de communication, en banques de données et en reproduction de manuscrits. On perçoit à travers les contributions présentées l'approfondissement des connaissances et des méthodes auquel sont parvenues les études sur la tradition des classiques en prenant en compte les conditions de leur survie médiévale.

La première partie montre comment textes et thèmes ont circulé et ont été utilisés, sous toutes les formes possibles. Partant de l'anecdote du jeune Thrace à la fois noyé et décapité («Anthologia latina», poème 709), Adriano Russo suit dans la diachronie la fortune de sa rédaction la plus répandue, citée par Paul Diacre probablement d'après le recueil de l'Antiquité tardive connu comme «épigrammes de Bobbio», qui jouit d'une large diffusion à partir du XII^e siècle; avec quelques variantes et deux vers de plus, une deuxième rédaction a été éditée en 1579 d'après un manuscrit de Beauvais perdu qui l'attribue à l'empereur Germanicus, comme dans une forme intermédiaire à Ferrare au milieu du XV^e siècle.

Angela Cossu part des florilèges prosodiques (les six connus du IX^e siècle) et notamment de celui de Micon de Saint-Riquier pour déterminer leurs modèles antérieurs, marqués par certaines erreurs de texte et d'identification qui supposent une parenté. À partir des vers isolés utilisés comme exemples, on peut reconstituer la préhistoire de ces florilèges, les traditions des classiques auxquelles ils ont eu accès, les méthodes et le but des compilateurs.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

C'est du florilège Vat. lat. 4929, du IX^e siècle, que part Yannick Brandenburg; il montre qu'un abrégé de celui-ci (aux environs d'Orléans, 1100–1150) a été à l'origine des deux plus importants florilèges de classiques, le »Florilegium angelicum« et le »Florilegium gallicum«, et a également été utilisé par Vincent de Beauvais; ceci en s'appuyant sur la tradition du texte du »Querolus« alors attribué à Plaute, ce qui illustre l'utilité majeure de l'ecdotique pour éclairer les parcours multiples des textes et l'utilisation prévue par chacun des grands florilèges.

Le »Florilegium gallicum«, son contenu et son organisation font l'objet de l'étude de Silverio Franzoni, qui fait un état de la question en démontant les explications proposées; rien ne permettrait de conclure que Jean de Salisbury, qui l'a utilisé, serait le compilateur du florilège.

La section suivante, »Exégèse«, se tourne vers les commentaires. Daniela Gallo et Stefano Grazzini étudient les scholies carolingiennes de Juvénal, considéré comme poète »éthique« et donc très prisé au Moyen Âge. Sur la base de matériel tardo-antique, Heiric d'Auxerre compile une scholie (Cambridge, King's College 52), à partir de laquelle son élève Rémi d'Auxerre élabore un ensemble représenté par deux familles, qui ajoute tous les renseignements disponibles sur un nom ou un thème, selon la tendance encyclopédique de Rémi. C'est cette richesse de connaissances diverses, peu propice à une véritable compréhension de Juvénal, qui fait le succès de ces *recentiora* jusqu'à la Renaissance.

Pour expliquer comment il se fait qu'une partie des manuscrits de Térence placent en tête de l'»Eunuque« un argument qui vient du commentaire de Donat, Camilla Poloni opère une enquête ecdotique visant à en reconstituer le stemma, alors que pour un texte si court les innovations et corrections ou contaminations sont légion; le cas de figure de notes marginales intégrées ou laissées de côté est fréquemment mis en avant.

Quelques vers de Lucain, Pharsale VII 104–107, où Pompée s'efforce de convaincre ses troupes que le vrai courage est parfois de savoir attendre au lieu d'attaquer inconsidérément, par peur, sont le point de départ de Bénédicte Chachuat. Les scholiastes, des »Commenta Bernensia« à Arnoul d'Orléans, ne relèvent pas la portée généralisante de cette réflexion sur la crainte, tandis que le commentaire de l'humaniste Sulpicius (mort vers 1490) rassemble d'autres auteurs sur le rapport au danger, de façon plutôt moralisante. Or les florilèges médiévaux à sections d'auteurs, et notamment le »Florilegium gallicum«, insistent sur la peur et le courage en général, et le florilège thématique qu'est le »Polythecon« englobe la citation parmi d'autres pour construire une leçon sur le courage dans les difficultés; c'est le cas aussi des utilisateurs postérieurs. Sortis de leur contexte historique, ces vers ont été utilisés pour des réflexions philosophiques et morales.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dans sa neuvième «Héroïde», Ovide fait longuement rappeler par Déjanire l'infidélité de son époux Hercule filant parmi les servantes de la reine Omphale, pour se plaindre de son actuelle liaison avec Iole, sa prisonnière de guerre. Omphale n'étant nommée que par des périphrases, à partir du XII^e siècle les commentateurs crurent que tout le passage sur Omphale s'appliquait à Iole. Lucia Degiovanni étudie cette méprise, qui fut répercutée dans les manuscrits par des gloses identifiant Iole au lieu d'Omphale, jusqu'à Boccace qui transforme la favorite arrogante d'Ovide en une héroïne vindicative, qui humilie délibérément Hercule pour venger son père vaincu.

La troisième partie, «Réécriture», souligne l'impact des textes classiques sur les formules littéraires médiévales, sous forme d'inspiration, contrafacture ou trahison.

Jean-Yves Tilliette considère les «Odes» d'Horace et la façon dont les médiévaux ont compris l'exigeante métrique lyrique qu'il adapte du grec: les scholies, Servius et son «De metris Horatii»; puis les imitateurs dans le sillage de l'hymnique chrétienne: Metellus de Tegernsee et ses pastiches en l'honneur de saint Quirin; le cardinal Deusdedit qui comprend la métrique mais non la densité, et Alphanus de Salerne, tous deux liant la *renovatio* des valeurs antiques à la réforme grégorienne.

Riccardo Macchioro montre comment les «Declamationes» du Pseudo-Quintilien, très lues, ont été réécrites, notamment sous forme des «Excerpta Parisina», attribuées ou à Adélarde de Bath, ou au milieu humaniste français du XII^e siècle.

Ivo Wolsing étudie comment la transformation de la notion d'empire et les croisades influencent et remodelent la vision de l'Orient (efféminé et luxueux, désordonné, tyrannique) héritée du monde romain au XII^e siècle, chez les poètes classicisants Gautier de Châtillon et Joseph d'Exeter.

Elisa Lonati montre comment Hélinand de Froimont puis Vincent de Beauvais ont fait entrer le florilège (biographie et recueil de citations, qui exploitent souvent des textes rares et pas seulement des florilèges antérieurs) dans l'histoire universelle.

La conclusion est que le Moyen Âge a vu dans les textes classiques non pas seulement un modèle à imiter sur les bancs de l'école ou à savourer sur le plan esthétique, mais un héritage encore efficace, une source qui pouvait aider à mieux vivre, suggérer des moyens d'expression appropriés à l'époque présente, relier les époques avec un parfum d'universalité. Les retouches apportées sont à la fois marque de respect, de proximité et d'appropriation.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Emmanuelle Santinelli-Folz, Couples et conjugalité au haut Moyen Âge (VI^e–XII^e siècles), Turnhout (Brepols) 2021, 407 p., 11 b/w fig., 19 b/w tab., 3 b/w maps (Haut Moyen Âge [HAMA], 43), ISBN 978-2-503-59503-0, EUR 95,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gerhard Lubich, Bochum

Bereits die Formulierung des Titels weist auf Unterschiede hin, die zwischen der deutschen und französischen mediävistischen Verwandtschaftsforschung bestehen. Fragt man östlich des Rheins eher nach den sozialen und politischen Konsequenzen einzelner personaler Verbindungen, steht bei den stärker anthropologisch orientierten französischen Untersuchungen oftmals das Grundkonstrukt eben dieser Verbindungen und dessen Verhältnis zur Gesellschaft im Zentrum.

Der zweite Kernbegriff des Titels, die »conjugalité«, ist für deutsche Leser nicht unbedingt einfach zu verstehen. Zum einen, weil es sich dem Wort nach um einen selten gebrauchten Terminus handelt, offenbar ein wenig erfolgreicher Neologismus des 19. Jahrhunderts (so »Bescherelle« [1887]), der sich in den umfassenden Wörterbüchern neueren Datums nicht überall findet (wie etwa im »Petit Robert« von 2010). In deutsch-französischen Lexika hat es die »conjugalité« nicht immer zu einem Eintrag gebracht, und die angebotenen Übersetzungen »Eheleben« oder »Ehelichkeit« treffen den Kern der Sache nicht, geht es doch nur selten um »Szenen einer Ehe« oder die Legitimität des Nachwuchses. *Faute de mieux* wird man im Deutschen, möchte man den dadurch bezeichneten Zustand des »als-Paar-zusammen-Lebens« griffig formulieren, vielleicht am ehesten auf Wendungen wie »Verheiratetsein« zurückgreifen, auf »Verbundensein« oder vielleicht besser »Paarsein«, will man die von der Verfasserin ebenfalls berücksichtigten nicht-ehelichen Gemeinschaften einbeziehen.

Gewöhnungsbedürftig für den deutschen Rezipienten dürfte es auch sein, dieses Konzept als einen historischen Untersuchungsgegenstand zu fassen und sich von den aus seiner Forschungstradition geläufigen Fragestellungen nach Eherecht, Heiratspolitik und Genealogie immer wieder aufs Neue zu lösen. Dieser Differenz entspricht es, dass nur auf diesen Feldern (selten) auch deutsche Forschungen angeführt werden (einschließlich der Aufsätze etwa ein Dutzend Werke verschieden großen Umfangs). Die Verbindung zur französischen Forschung findet sich allerdings auch bei der Auswahl der Quellen, zumal keine genuin ostfränkisch-deutschen Zeugnisse herangezogen werden, der umfassende Erklärungsanspruch für das gesamte »haut Moyen Âge« strenggenommen noch der Verifizierung bedarf.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Der Aufbau der Arbeit ist stringent. Zunächst nähert sich die Verfasserin ihrem Thema (»Une notion difficile à définir, une réalité difficile à saisir«) inhaltlich und bestimmt dessen Verhältnis zu den relevanten Forschungsrichtungen (Familien- und Verwandtschaftsgeschichte, Geschichte von Heirat, Frauen und Gender sowie der Paare, S. 11–36). Einzelne Kapitel beschreiben dann die Lebenswirklichkeit der Paarexistenz als eine »norme diversement vécue« (S. 37–92), nähern sich dem »Rätsel des Paares« (»L'énigme du couple«, S. 93–144), eruieren den Grad der daraus resultierenden Gemeinsamkeit (»Être un couple: vivre, faire et paraître ensemble«, S. 145–218) und den Funktionen der Verbindung (»Fonctionner en couple: s'ouvrir à l'altérité?«, S. 219–286). Am Ende jedes Unterkapitels wird der jeweilige Ertrag in einer knappen Zusammenfassung gebündelt; ein generelles Fazit beschließt die eigentliche Arbeit (S. 287–290), bevor neben den üblichen Verzeichnissen eine durchaus nützliche, das Verständnis der Autorin transparent machende Liste des »vocabulaire du couple et de la conjugalité« (S. 291–295), der Abdruck von 18 zentralen Textstellen mit Übersetzung (S. 297–343) sowie ausgewählte Stammtafeln folgen (S. 345–354). Diese Ergänzungen (wie auch das Register) erhöhen die Benutzbarkeit des Buches.

Diese klare Gliederung ist umso notwendiger, als das Untersuchungsfeld in den Quellen keinesfalls einfach zu greifen ist. Da über Selbstverständlichkeiten nicht oder nur selten bzw. *en passant* berichtet wird, ist die Normalität der Paarexistenz nichts, was größeren Niederschlag in den Quellen gefunden hätte, im Gegensatz zu devianten Lebensformen. Rückschlüsse sind daher auch nicht immer mit wünschenswerter Zwangsläufigkeit zu ziehen, doch gelingt es der Autorin durch ihren analytischen Zugriff und die notwendige Vorsicht, generelle Thesen zu entwickeln, die gerade für die deutsche Forschung durchaus Denkanstöße darstellen könnten. Dies gilt in allererster Linie für deren Konzentration auf das Ehepaar als überwiegend praktizierte Lebensform, die aber eben nur einen Teil der Paarexistenz darstellt, tatsächlich aber so aufwändig und teuer, damit auch sozial konnotiert, dass sie sich vornehmlich in Oberschicht und Adel findet.

Demgegenüber führten, wie das vorliegende Werk zeigt, wirtschaftliche, politische oder finanzielle Gründe zur Bildung von Lebensgemeinschaften, die mutmaßlich in dem Sinne »monogam« waren, dass die Partner exklusiv einen Haushalt gemeinsam führten, ohne aber tatsächlich verheiratet zu sein. Die Paarexistenz wurde so tatsächlich zur am weitesten verbreiteten Lebensform der Zeit (im Übrigen auch von Klerikern); allerdings nahm sie ihrem Zustandekommen nach entsprechend vielfältige Formen an und wirkte als lebendes Bindeglied zwischen Familien und Verwandtschaftsgruppen, war damit eine Art »Kitt« der Gesellschaft, für sich genommen aber Zentrum eines mehr oder minder weit reichenden Netzwerks.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Hinsichtlich der Entwicklung dieser Struktur ist einmal mehr die Karolingerzeit als Zäsur anzusehen. Im Unterschied zur in diesem Zusammenhang offenbar wenig aktiven Frühzeit findet sich nunmehr eine Debatte über die Paarform des Zusammenlebens, mit dem Resultat, dass mit der aus religiösem Impetus heraus erfolgten Konzentration auf die Einehe (anstelle der dadurch keineswegs verschwindenden männlichen Polygamie oder dem Konkubinat) zugleich auch die Präsenz des Ehepaars als gemeinsam öffentlich handelnde Einheit gestärkt wurde. Der spätere Schub, den die Verdichtung der Adelsfamilien auf stärker historisch ausgerichtete Geschlechter (»lignage«) dann brachte, stellte das Nachfahren hervorbringende Ehepaar auch als handelnde Einheit noch stärker in den Vordergrund, während trotz aller später dann auch reformkirchlichen Bestrebungen die nicht-eheliche Paarexistenz insbesondere jenseits der Eliten fortbestand, und sei es aus wirtschaftlicher Opportunität. Von hier aus führt der Weg dann in das nicht mehr behandelte Spätmittelalter, das wiederum unter neuen Rahmenbedingungen andere Formen der Paarbindung und veränderte Diskurse über das Zusammensein hervorbrachte.

Das Werk eröffnet einen neuen Blick auf die Gesellschaft des Mittelalters als eine Gesellschaft von Paaren – nicht unbedingt Ehepaaren –, von dem aus eine Vielzahl von Perspektiven entwickelt werden (etwa zur Frage des Gefühlshaushaltes der Paare, S. 110–117; zur Rolle von Ehepaaren in der Politik jenseits von »Heiratspolitik«, S. 132–135 etc.) und weiter entwickelt werden könnten. Der Verfasserin ist damit nach ihrem Buch über die Witwenschaft (»Des femmes éplorées? Les veuves dans la société aristocratique du haut Moyen Âge«, 2003) ein weiteres grundlegendes Werk zur unmittelbaren Lebenswelt des früh- und hochmittelalterlichen Menschen gelungen, das zumindest den Blick auf die Elitegebundenheit traditioneller Betrachtungen relativieren sollte, bestenfalls aber als Anstoß zum Überdenken einiger selten hinterfragter Vorannahmen dienen könnte.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Matthias Schrör, Die Briefe Karls des Kahlen.
Einführung und Edition, Wiesbaden (Harrassowitz
Verlag) 2022, XXX–152 S. (Monumenta Germaniae
Historica. Studien und Texte, 69), ISBN
978-3-447-11844-6, EUR 40,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Clara Germann, Paris

Matthias Schrör propose aujourd'hui, au sein des »Studien und Texte« des MGH, la première édition scientifique complète des lettres de Charles le Chauve. Comme il le rappelle dans sa préface, leur dernière édition remontait à Georges Tessier; en sus d'une justification fondée sur l'évolution des exigences scientifiques, le présent volume permet surtout d'augmenter considérablement le nombre de lettres connues. Des 28 de Tessier, dont 18 *deperdita*, Schrör porte le total à 38, dont 21 *deperdita*; sept d'entre elles (les numéros 9, 15, 24, 33, 34, 37 et 38) sont éditées pour la première fois dans ce volume.

Une bibliographie détaillée inaugure l'ouvrage, suivie d'une introduction qui définit lettres et mandements, présente les différents acteurs de leur composition et leur transmission – les rédacteurs, le personnel de la chancellerie, mais aussi les essentiels *missi dominici* – avant de faire un bilan des caractéristiques internes et externes des actes, ces dernières n'étant accessibles que pour les onze originaux encore conservés. Sur parchemin, de petit format, en minuscule livresque, sans symbole graphique, ces originaux se divisent entre des lettres ouvertes, destinées à une lecture publique et dont le contenu ne comporte rien de sensible, et des *litterae clausae* pliées à plusieurs reprises et scellées.

Il faut aussitôt faire un sort à cette appellation de »lettres«: l'introduction rappelle que la diplomatique carolingienne est loin d'être entièrement fixée à la fin du IX^e siècle, et les frontières d'une typologie diplomatique à l'autre sont parfois plus poreuses que ne le voudrait un esprit catalogueur. Aussi ces »lettres« comprennent en réalité à la fois des *litterae* et *epistolae* proprement dites, mais également des mandements (qui composent 15 des 38 »lettres« éditées).

Notons que les actes précédemment édités dans les »MGH, Concilia«, ont droit comme les autres à une mise au point sur leur tradition, une analyse et une remise en contexte historique, mais leur contenu n'est pas reproduit et se contente d'un renvoi. Il en va de même pour deux autres lettres pour lesquelles l'éditeur renvoie à une édition préalable d'autres auteurs. Sur les 17 actes n'étant pas des *deperdita*, seuls sept sont donc édités et reproduits dans l'ouvrage.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

À l'écriture simple et pragmatique des mandements, souvent occupés de questions juridiques et portant, en véritables outils de gouvernement, la volonté du souverain, contraste en miroir le style plus littéraire et raffiné des lettres. Tandis que les premiers étaient confiés au personnel de la chancellerie royale, les secondes l'étaient plutôt à des personnalités de l'entourage royal versées en littérature, comme l'influent Hincmar de Reims. À ces deux typologies s'ajoute une lettre d'admonition (n° 9, p. 36–41), dont l'original partiellement conservé, aujourd'hui perdu, avait été publié par Maurice Prou; il s'agit de l'unique acte de ce type pour Charles le Chauve, qui invite donc à des comparaisons avec les pratiques des autres Carolingiens.

De fait, malgré le faible nombre d'actes conservés qui impose une fois de plus de se contenter d'un »regard par le trou de la serrure« (p. 15) sur une pratique documentaire certainement beaucoup plus répandue, leur intérêt est évident au premier coup d'œil. Outils de gouvernance quotidienne, contrastant avec la nature plus théorique de l'apport des capitulaires et décisions synodales, destinés à un usage ponctuel et non à une inscription dans la durée, ils permettent d'approcher le fonctionnement concret de l'administration du royaume de Francie occidentale. Les affaires traitées sont variées, autant que leurs destinataires et acteurs.

On y aperçoit en effet les nombreux intermédiaires de la volonté royale: ces émissaires, transmetteurs, dépositaires qui assurent la circulation rapide des ordres du souverain sur des distances vastes et permirent ainsi à Charles le Chauve d'être informé rapidement du décès de Lothaire II en 869. Se pose donc à la fois la question de l'entourage royal, celle des liens du souverain de Francie occidentale avec son épiscopat – auquel il accorde en 876 la *potestas* et l'*auctoritas* d'un *missus dominicus* dans leur évêché – et bien entendu celle des *missi dominici* (récemment étudiés dans une thèse que M. Schrör cite abondamment¹) et des *missi discurrentes* itinérants.

Évoquons notamment la lettre n° 15 (p. 49–55), dans laquelle Charles intercède en 863 auprès du pape Nicolas I^{er} en faveur de l'évêque excommunié Advence de Metz, sur la requête de son fidèle, le moine Betto. Le rôle complexe d'Advence, évêque d'une province relevant du royaume de Lothaire II mais également fidèle de Charles, dans l'affaire du divorce de Lothaire et Theutberge, est connu. La lettre révèle un processus d'acteurs et d'intermédiaires – Betto présente à Charles la reconnaissance de culpabilité d'Advence, que l'on conserve également (MGH, *Epistolae Karolini Aevi*, t. 4, Berlin 1925, n° 8, p. 219–222), et c'est lui-même que le roi de Francie occidentale envoie ensuite en délégation auprès du pontife romain, chargé de la lettre du roi. Elle traduit aussi les



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Shigeto Kikuchi, *Herrschaft, Delegation und Kommunikation in der Karolingerzeit. Untersuchungen zu den Missi dominici (751–888)*, 2 vol., Wiesbaden 2021 (MGH, *Hilfsmittel*, 31, 1–2).

enjeux de fidélité dans les rivalités entre les différents Carolingiens, et l'importance de l'espace messin dans la politique menée par Charles, qui s'y fera couronner en 869, profitant de la mort de Lothaire II.

Notons également la dernière lettre du recueil (n° 38, p. 107–141); éditée ici pour la première fois, elle est attribuée à la plume d'Hincmar de Reims et formellement adressée en 877 au pape Jean VIII par l'empereur et roi. Hincmar y déroule une prise de position personnelle sur des questions de droit canonique, à propos du droit d'appel des prêtres déposés et de l'intervention papale dans les affaires des évêques et archevêques. Le texte fait écho tout à la fois à des affaires bien connues de l'archiépiscopat d'Hincmar, et au contenu d'un autre des textes qui lui sont attribués, un mémorandum de peu antérieur à la lettre de Charles le Chauve, dont il reprend une partie de l'argumentaire².

Malgré la faible taille du corpus, cette édition parvient bien à montrer à la fois la variété et l'importance de ces lettres et mandements comme outils de gouvernement carolingiens. Ils couvrent des thématiques variées, mobilisent de nombreux acteurs, et font apparaître en filigrane l'activité quotidienne d'un souverain du haut Moyen Âge. On apprécie de pouvoir ainsi disposer, enfin, d'une édition complète des lettres de Charles le Chauve, qui devrait attirer l'attention des chercheurs sur ce corpus méconnu.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94547](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94547)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

² Gerhard Schmitz, *De presbiteris criminosis. Ein Memorandum Erzbischof Hinkmars von Reims über straffällige Kleriker*, Hannover 2004 (MGH, Studien und Texte, 34).

Viola Skiba, Nikolas Jaspert, Wilfried Rosendahl, Bernd Schneidmüller (Hg.), Die Normannen. Eine Geschichte von Mobilität, Eroberung und Innovation, Regensburg (Schnell & Steiner) 2022, 528 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-7954-3671-1, EUR 45,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
David S. Bachrach, Durham, NH

The cultural, linguistic, economic, administrative and above all military and political actions of the Scandinavian »Northmen«, their descendants in the emerging polity of Normandy, and the subsequent Norman diaspora have evoked enormous scholarly and popular interest since long before the emergence of professional historical research in the 19th century. This beautifully produced companion volume to the exhibition »Die Normannen«, held first at the Reiss-Engelhorn Museum in Mannheim (September 2022–February 2023) and subsequently in Rouen and Caen (summer of 2023), offers a panoramic overview of the Normans, from their Scandinavian origins in the 8th century up through their expansion across Europe and the Mediterranean in the later 12th century. The volume is a collaborative effort between the staff of the Reiss-Engelhorn Museum, led by Professor Dr. Wilfried Rosendahl and Dr. Viola Skiba, and a team of specialist scholars led by Professor Dr. Nikolas Jaspert, Professor Dr. Bernd Schneidmüller, and Professor Dr. Valentino Pace.

The original scholarly conference (2020) and subsequent publication »Norman Connections – Normannische Verflechtungen zwischen Skandinavien und dem Mittelmeer« (2022), which inspired the museum exhibit, provides much of the intellectual foundation for the work under consideration here. However, despite some overlap in topics and contributors, »Die Normannen« stands on its own as an independent volume. Following a brief description of the exhibition at Mannheim, the volume is divided into seven parts, each of which comprises several chapters, as well as excurses. Overall, the chapters are quite short, usually no more than two or three double-columned folio pages, and are intended for a popular rather than a scholarly audience.

Part one, »The Northmen« from the Vikings to the Normans«, includes two chapters that focus on the cultural transformation of Scandinavians into proto-Normans and the development of the term Norman. Part two, »The Northmen« in Eastern Europe«, comprises seven chapters that deal with a range of questions relating to the settlement of Scandinavians in the East, and particularly in modern Ukraine. Of particular interest is the examination by Franziska Kothe of the role of archaeology in the scholarly investigation of the early medieval history of Eastern Europe. Part three, »Normandy: From Northmen to Normans«, also includes seven chapters, which trace the familiar history of the



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

emergence and development of the Norman polity over the course of the 10th and 11th century. The interdisciplinary examination of Norman military equipment in the 11th and 12th century by Giovanni Coppola is a high point of this section.

Part four, »The Conquest of England and the Creation of an Anglo-Norman Kingdom«, comprising fourteen chapters, features numerous brief biographies including Emma of Normandy († 1052), Matilda of Flanders († 1083), William the Conqueror († 1087), Bishop Odo of Bayeux († 1097), Empress Matilda († 1167), and curiously out of place at the end of the section Tancred de Hauteville († circa 1041). Of particular value for non-specialists in this chapter is Stephen Baxter's synopsis of his own enormous contribution regarding the value of »Domesday Book« as a source and representation of Norman rule. Part five, »Paths to the Mediterranean: The Normans in the Iberian Peninsula«, provides what is likely to be the least well-known aspect of the Norman diaspora for most non-specialist readers. The brief account by Viola Skiba of the military activities and career of Roger Tosny († circa 1040) introduces the reader to the Norman participation in the so-called Reconquista in the first half of the 11th century. Similarly, Skiba's treatment of Robert Burdet († circa 1155) illuminates the establishment during the 1120s of the only Norman polity in Iberia, which was based on the city of Taragona.

Part six, »Paths to the Mediterranean: Southern Italy and Sicily«, is the longest of the volume encompassing nineteen chapters. These include numerous biographical sketches of such prominent figures as Robert Guiscard († 1085), his wife Sichelgaita († 1090), Count Roger of Sicily and Calabria († 1101), King Roger II of Sicily († 1154), and Constance de Hauteville († 1198), the mother of the future Emperor Frederick II († 1250). Other important topics in this section include Norman patronage of the arts and architecture, the fusion of Greek, Latin, Muslim, and Jewish cultures in Sicily, and the development of a new Norman style of administration that drew on numerous earlier traditions. The final section, »The Normans in the eastern and southern Mediterranean«, examines Norman relations with the Byzantine Empire, their participation in the crusades, and the establishment and development of the principality of Antioch. In a brief epilog, Viola Skiba addresses the »secret« of the Norman success. The volume is rounded out with a general bibliography and a catalog of the hundreds of images that appear throughout the volume.

The primary value of a text such as this is to bring history to life for a popular audience, and to encourage readers to pursue a deeper understanding of topics about which they had some vague prior knowledge or no knowledge at all. This volume succeeds exceptionally well in that goal. Almost every one of its pages includes a well-executed image of an artifact, text, map, or genealogy. The vast arrays of topics that are addressed by the contributors provide a point of entry with regard to most aspects of the Norman experience, broadly conceived. As the editors of the volume observe in the introduction, the Normans

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94548](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94548)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

are almost uniquely suited to serve as a prism through which to examine early and high medieval Europe and the Mediterranean because they tied together this world through their travels, created new connections, and forged syntheses from disparate cultural, economic, political, and military strands. Throughout this beautiful work, the contributors succeed in proving the editors' point.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94548](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94548)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Laurent Theis, Charles le Chauve. L'empire des Francs, Paris (Gallimard) 2021, 272 p., ill. en coul., carte, tab. généal., ISBN 978-2-07-292657-0, EUR 21,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Irmgard Fees, München

Biografien des westfränkischen Königs (840–877) und späteren Kaisers (seit 875) Karl des »Kahlen« und auf seine Regierungszeit konzentrierte Darstellungen sind rar. Lässt man das über hundert Jahre alte, an den »Jahrbüchern der deutschen Geschichte« orientierte Werk von Ferdinand Lot und Louis Halphen, »Le règne de Charles le Chauve (840–877)« von 1909 außer Acht, das nur die Zeit bis 851 erfasst, liegt außer dem 1957 erschienenen und 1981 nachgedruckten Band des Schweizer Mediävisten Paul Zumthor, »Charles le Chauve«, lediglich Janet Nelsons immer noch maßgebliche Darstellung (»Charles the Bald«, 1992) vor, die 1994 ins Französische übersetzt wurde (»Charles le Chauve«, trad. par Denis-Armand Canal). Das neue Buch des renommierten französischen Historikers Laurent Theis, der bereits Biografien von Dagobert (1982), Chlodwig (1996), Hugo Capet (1984) und Robert dem Frommen (1999) vorgelegt, aber auch allgemein zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte publiziert hat, füllt deswegen zweifellos eine schmerzliche Lücke.

Theis bietet keine Biografie im engeren Sinne, sondern, wie der Untertitel bereits andeutet, eine themen- und problemorientierte Darstellung von Leben und Herrschaft des Herrschers. In elf Kapiteln, die jeweils ein bestimmtes Datum im Titel tragen, erörtert der Autor die zentralen Ereignisse im Leben Karls und die Strukturen seiner Herrschaft. So nimmt Kapitel I, »Juillet 833. Un fils en trop«, den Tag, an dem der zehnjährige Karl nach dem Aufstand seiner Brüder gegen Ludwig den Frommen von seinem Vater getrennt und für mehrere Monate dem Kloster Saint-Médard zu Soissons übergeben wurde, zum Anlass, die Familienverhältnisse und die daraus resultierenden Nachfolgeprobleme bis hin zum karolingischen Bruderkrieg zu erläutern, und diskutiert die möglichen auch psychischen Auswirkungen auf Karl. Kapitel II, »25 juin 841. La guerre et la paix«, geht vom Tag der Schlacht von Fontenoy aus, um den Bruderkrieg bis zum Abschluss des Vertrags von Verdun zu behandeln, dessen Bedeutung und Folgen erörtert werden, und wirft zuletzt noch einen Blick auf die Schlacht von Andernach. Karls Weihe, Salbung und Krönung in Orléans durch Erzbischof Wenilo von Sens bietet in Kapitel III, »6 juin 848. Le tour du monde du roi Charles«, den Ausgangspunkt für die Schilderung von Karls Politik gegenüber Aquitanien, der Bretagne und den unter arabischer Herrschaft stehenden Gebieten auf der Iberischen Halbinsel. Kapitel IV, »Fin mai 853. Les enjeux de la prédestination«, geht von der Synode von Quierzy aus, die sich mit der Prädestinationsfrage befasste, und widmet sich Gottschalk, Johannes Scotus Eriugena und Karls Bildung und Bücherliebe.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Am 19. Januar 854 schenkte Karl den vor Normannenüberfällen geflohenen Mönchen von Noirmoutiers eine neue Zufluchtsstätte; im entsprechenden Kapitel V, »19 janvier 854. Cruels normands!«, umreißt Theis die das 9. Jahrhundert prägende Normannengefahr. Den Epiphaniastag des Jahres 859, als Karl an der feierlichen Translation des hl. Germanus in Auxerre teilnahm und persönlich die Gebeine zur neuen Grabstätte trug, nimmt Kapitel VI, »6 janvier 859. Le saint et le roi«, zum Ausgangspunkt, um Karls Religiosität darzustellen, sein Interesse an Reliquien, seine Förderung der Klöster, von denen er mehrere seinen Söhnen anvertraute und denen er zuweilen selbst vorstand. Auch der Bericht über den Einfall Ludwigs des Deutschen ins Westfränkische Reich, der Mitte Januar 859 erfolglos endete, findet seinen Platz in diesem Abschnitt. Kapitel VII, »25 juin 864. Au service de la chose publique«, nutzt die Versammlung von Pîtres zur Erläuterung der Kapitulariengesetzgebung und der Herrschaftspraxis Karls, der Durchführung von Synoden und Reichsversammlungen bis hin zur Verwendung der Sprachen bei diesen Gelegenheiten.

In dieser Weise geht es weiter: Im besonders anregenden (und mit Abstand längsten) Kapitel VIII, »25 août 866. Le cercle de famille«, in dem die Salbung, Weihe und Krönung von Karls Gemahlin Ermentrud in Saint-Médard zu Soissons den Kristallisationspunkt bildet, interpretiert Theis umsichtig die damit verbundenen Feierlichkeiten, unter Einbeziehung der Eheschließung Judiths, der Tochter Karls und Ermentruds; er widmet sich eingehend Rang und Bedeutung Ermentruds, aber auch Richildis', der zweiten Gemahlin Karls, geht auf die Ehescheidungsprobleme König Lothars II. und schließlich auf die Schicksale der Töchter und insbesondere der Söhne Karls ein. Die Feierlichkeiten rund um die Krönung Karls 869 in Metz und deren Folgen werden in Kapitel IX, »9 septembre 869. Le rendez-vous du sacre« eingehend dargelegt. Kapitel X, »16 juillet 876. ›Charles, espoir rayonnant d'or‹«, setzt mit dem Tag ein, an dem Karl bei einer Reichsversammlung in Ponthion in byzantinischer Kleidung auftrat. Thema des Kapitels sind die Darstellungen Karls insbesondere in der Buchmalerei, die in seiner Zeit außergewöhnlich zahlreichen Preziosen und Kunstgegenstände und das Interesse des Königs für griechisch-byzantinische Kultur und Literatur. Theis erwägt die Möglichkeit, dass Karl die griechische Sprache wenigstens in Grundzügen verstand. Kapitel XI, »Début 878? Une politique du rêve«, behandelt die Bedeutung frühmittelalterlicher Visionen sowie Tod und Begräbnis Karls; im »Épilogue. Esquisse de portrait d'un roi« versucht Theis, den zeitgenössischen Quellen Hinweise auf Charakter und Persönlichkeit Karls zu entlocken.

Theis formuliert prägnant, und auch wenn er zuweilen spekulativ und ein wenig zu phantasievoll in seinen Schlussfolgerungen scheint, ist er äußerst anregend. Er verzichtet auf ein Literaturverzeichnis und verwendet Fußnoten nur ganz sparsam. Aus einer bewundernswerten Quellenkenntnis heraus und in sorgfältiger Auswertung und umsichtiger Interpretation dieser Quellen gelingt Theis eine souveräne, gut lesbare Darstellung der Zeit und Herrschaft Karls des Kahlen, der für ihn »der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

andere große Karolinger« ist, »l'autre grand Carolingien«, neben Karl dem Großen. Viel stärker als dieser habe Karl der Kahle Frankreich geformt. – Sieben qualitätvolle Farabbildungen der zeitgenössischen Darstellungen Karls des Kahlen, bei denen nur die Beschriftung leider durcheinandergeraten ist, sind der Darstellung beigelegt. Eine Karte, eine Stammtafel, die Chronologie der Herrschaft Karls und ein Personenregister beschließen den empfehlenswerten, anregenden Band.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94549](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94549)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ernst Tresp, Kathrin Utz Tresp (ed.), Das Nekrologium der Prämonstratenserabtei Humilimont (Marsens). Edition und Einleitung, Münster (Aschendorff) 2022, 185 S. (Spicilegium Friburgense, 51), ISBN 978-3-402-13821-2, EUR 39,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jean-Loup Lemaître, Paris

Fondée en 1957 par le liturgiste Anton Hänggi et l'historien de l'Église Gilles Gérard Meersseman, la collection «Spicilegium Friburgense» se consacre pour l'essentiel à l'édition de sources liturgiques, dont un bel ensemble d'ordinaires. Au bout de soixante-cinq ans d'existence, elle accueille pour son 51^e volume une édition de nécrologe, celui des prémontrés d'Humilimont, au diocèse de Lausanne, conservé aux archives d'État de Fribourg, sous la cote «Marsens-Humilimont, Nécrologe et martyrologe, 1». Parmi les seize «beaux manuscrits» conservés dans ces archives et numérisés sur le site «[e-codices](#)» figurent ce nécrologe et un obituaire du chapitre cathédral de Lausanne des années 1420 (G. S. 2062) ..., qui étaient tous deux jusqu'à présent inédits.

L'abbaye aurait été fondée en 1136, par trois frères, seigneurs de Marsens, dont l'un, Anselme, prit l'habit de Prémontré, mais la notice de fondation est sinon un faux du moins un acte falsifié élaboré entre 1408/1509 et 1525. L'abbaye est en tout cas antérieure à 1141 et aurait peut-être été à ses débuts un monastère double comme le montre la présence dans le nécrologe d'une cinquantaine de sœurs, qui se séparent des hommes une vingtaine d'années plus tard pour fonder le prieuré de Posat.

Le nécrologe est une des sources importantes pour l'histoire du monastère. Il a été écrit en juillet 1338 comme l'indique le colophon, qui suit au f. 81r la règle de saint Augustin: *Hic liber est abbatie Humilismontis Premonstratensis ordinis Lausannensis dyocesis scriptus in eadem abbatia anno Domini Mo CCCo XXXVIIIo mense iulio.*

Le manuscrit a la forme d'un livre du chapitre classique: martyrologe d'Usuard (f. 1–77r), règle de saint Augustin (*regula tertia*, avec l'*ordo monasterii*, f. 77v–83r), nécrologe (f. 83v–113v). L'ensemble des textes a été écrit d'une même main, d'une écriture particulièrement soignée, avec l'emploi de rubriques et d'initiales filigranées. Seul le nécrologe est publié ici et les *auctaria* éventuels du martyrologe d'Usuard n'ont pas été relevés.

Le nécrologe reprend le texte d'un ancien nécrologe perdu (main A), mais le copiste a pris soin, après avoir reproduit le texte du nécrologe primitif, de laisser plusieurs lignes blanches pour des ajouts. Chaque page compte six jours, certains jours n'ayant aucune mention d'obit. Le nécrologe a servi jusqu'à la fin de l'abbaye en 1580 et l'on relève près d'une centaine d'obits datés



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(voir le tableau donné p. 19–21). De nombreux obits font aussi état d'une fondation d'anniversaire, de l'institution d'une pitance, et ces fondations ont été marquées en marge d'une croix inscrite dans un cercle, rubriquées (#), pratique originale dont nous ne connaissons pas d'autre exemple.

L'édition est précédée d'une ample introduction historique, en quatre chapitres: 1. »Histoire sommaire de l'abbaye«, jusqu'à sa suppression en 1580. Rappelons que Kathrin Utz Tremp avait déjà donné la notice consacrée à l'abbaye dans le volume de l'»Helvetia Sacra« consacré aux Prémontrés en 2002; 2. »Le nécrologe«. Description codicologique du manuscrit, avec le relevé du sanctoral du calendrier sur lequel est construit le nécrologe, le relevé des additions datées, et les sources du nécrologe, notamment la pancarte de 1147–1149; 3. »La mémoire des morts à Humilimont«, en notant que le nécrologe est d'abord un livre liturgique, et montrant comment, selon un schéma bien connu désormais, on passe progressivement du nécrologe à un obituaire, avec la célébration de messes et de pitances assurées par des fondations dont l'assiette est parfois donnée (une carte de localisation de celles-ci aurait été la bienvenue car tous les lecteurs ne connaissent sans doute pas la topographie de la région de Gruyère); 4. »Les prémontrés dans leur environnement« (*Umfeld*). Le nécrologe renferme les obits et anniversaires de 922 défunts, 681 hommes et 241 femmes; 341 sont des religieux, abbés, chanoines, convers, mais aussi sœurs et converses, 275 étant inscrits de première main (avant 1338) et 66 en addition.

On peut suivre aussi, et cela est bien montré dans l'introduction, les rapports entretenus entre l'abbaye et d'autres maisons de l'ordre, comme, l'abbaye du Lac de Joux (son abbaye-mère), Gottstatt, Saint-Martin de Laon, Prémontré, Bellelay, Corneux, Fontaine-André. Le nécrologe a aussi, comme partout, enregistré les fondations de la noblesse locale (147, du *comes* au *domicellus*), avec les comtes de Gruyère, les seigneurs de Marsens et de Vuipers, mais aussi celles de familles de la bourgeoisie. Le nécrologe reflète bien la composition de cette société chrétienne qui cherche à assurer son salut. Certaines fondations apportent quelques précisions sur la topographie du monastère, construction du dortoir, de l'église, reconstruction du clocher, mais aussi construction de certaines granges. Toutes ces notations ont été soigneusement relevées.

L'édition du texte occupe les p. 71–158. Les éditeurs n'ont pas joué sur la typographie pour distinguer le texte de première main (la copie de 1338) et les additions, mais ont systématiquement indiqué »main A«, »main B« ou »main postérieure«, et quand c'était possible la date, »main 1439«, »main 1401/1402«, etc. Une page du manuscrit a été reproduite, p. 14, mais très réduite (le manuscrit mesure 31,5 x 22 cm) et on eut aimé avoir quelques lignes représentatives des mains A et B, sinon de quelques autres additions. 490 notes infrapaginales apportent des précisions sur un certain nombre de bénéficiaires d'obits ou d'anniversaires.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94550](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94550)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Plusieurs index terminent le volume: liste des abbés, prieurs, chanoines et autres religieux, listes des abbayes citées, index des noms de lieu et de personne, index des matières, tous les renvois étant faits au jour, 19. IV, 14. VIII, etc. Une numérotation continue des notices, à l'instar de ce qui est fait pour les obituaires publiés dans le »Recueil des historiens de la France«, aurait été de nature à faciliter les recherches.

Il faut saluer cette publication, peu de nécrologes ou d'obituaires de communautés monastiques ou canoniales suisses ayant fait l'objet d'édition et beaucoup de textes restent à éditer, comme on peut s'en convaincre en parcourant les manuscrits mis en ligne sur le site »e-codices«, en commençant par la cathédrale de Lausanne, dont un des manuscrits est également conservé aux archives d'État de Fribourg et dont l'édition, annoncée depuis longtemps, n'a toujours pas vu le jour.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94550](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94550)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Emmanuelle Vagnon, Sandrine Victor (dir.), La »Mappa Mundi« d'Albi. Culture géographique et représentation du monde au haut Moyen Âge, Paris (Éditions de la Sorbonne) 2022, 280 p., 39 ill. (Histoire ancienne et médiévale, 180), ISBN 979-10-351-0786-4, EUR 30,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gerda Brunnlechner, Hagen

Der vorliegende französischsprachige Band befasst sich mit einer der ältesten erhaltenen lateineuropäischen Karten, der *mappa mundi* von Albi, und präsentiert die Ergebnisse einer Serie von interdisziplinären Forschungsseminaren, die 2015/2016 im Rahmen des Laboratoire de médiévistique occidentale der Universität Paris 1 Panthéon-Sorbonne in Zusammenarbeit mit der Mediathek Pierre-Amalric und der Universität Jean-François Champollion in Albi abgehalten wurden, ergänzt um einige zusätzliche Beiträge. Ziel der Herausgeberinnen Emmanuelle Vagnon und Sandrine Victor ist es, Grundlagen für weitere Forschungen an dieser zwar nicht zuletzt wegen ihres Status als UNESCO-Weltdokumentenerbe weitbekannten, aber bisher kaum in der Tiefe untersuchten Weltkarte zu liefern. Entsprechend neueren Forschungsansätzen, wollen sie die *mappa mundi* in intellektuellen mittelalterlichen Praktiken verankern. Damit kommt das Zusammenspiel zwischen den Texten und der Karte in der Sammelhandschrift (Mediathek Pierre-Amalric, Albi, ms. 29 [115]) sowie dem Umfeld von Erstellenden und Lesenden in den Blick. Die *mappa mundi* soll als intellektuelles Produkt und Werkzeug ihrer Zeit betrachtet werden, und zwar aus der Perspektive verschiedener Disziplinen. In dem Band nimmt allerdings der historische Blick den Hauptteil ein.

Vagnon und Victor bieten in der Einleitung neben einem Überblick zum Forschungsstand zur *mappa mundi* von Albi vor allem eine Synthese der Diskussionen der Seminare, die sich über Datierung, Provenienz, Kontext, Quellen/Modelle und kulturelle Nutzung der Sammelhandschrift sowie den Vergleich mit weiteren Karten erstreckt. Einigkeit herrscht, dass die Handschrift im letzten Viertel des 8. Jahrhunderts von einer Gruppe von Kopierenden mit Verbindungen zu Nordspanien/Südfrankreich als formell kohärente Zusammenstellung von Texten aus dem 5. und 7. Jahrhundert gefertigt wurde. Zudem wurde die Handschrift, die spätantike Geografievorstellungen vermittelt, in späteren Zeiten wiederholt ergänzt und restauriert. Strittig diskutiert wurden mögliche Zusammenhänge der Karte mit antiken Traditionen und christlicher Geografie.

Der Hauptteil des Bandes ist in drei Abschnitte gegliedert: der erste widmet sich der Handschrift und ihrer Geschichte, der zweite ihrem kulturellen Kontext und der dritte der Karte als



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Markierung von Vermittlung und Übertragung. Die Annäherung an die Handschrift erfolgt zunächst in einem historischen Überblick über die frühmittelalterliche Geschichte Albis von Jean-Louis Biget. Die Handschrift selbst steht im Fokus der Kuratorin des Bibliothekennetzes von Albi, Jocelyne Deschaux, die den Kontext des Skriptoriums sowie die Verwahrung, Nutzung und Erhaltung der Handschrift im Lauf der Zeit beleuchtet. Die materielle Analyse eines Teams vom Centre de recherche sur la conservation, Muséum national d'histoire naturelle, präzisiert den Erstellungsprozess und die Struktur der Handschrift. Ihren Inhalten wendet sich Nadège Corbière zu. Sie fragt nach Erstellung, möglichen Lesern und Kontext. Dabei stellt sie die überzeugende These auf, dass die bisher eher als disparat angesehene Textsammlung als Enzyklopädie aufgefasst werden kann, die der Vermittlung von Wissen über die Welt, die Bibel und kirchliche Dogmen diene. Die Vielfalt der Texte kam demnach dem Wunsch entgegen, dieses Wissen aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten, ohne dass zur Durchdringung zwingend eine innere Ordnung nötig war.

Der zweite Abschnitt des Bandes fokussiert auf die Übertragung von Wissen. Claire Tignolet und Magali Coumert arbeiten heraus, dass die Texte und die Weltkarte der Handschrift ein Bild der Welt vermitteln, das sich ohne Aktualisierungsversuche aus antikem Wissen speist, was sie als charakteristisch für den Vorabend der karolingischen Renaissance einstufen. Tignolet hebt darüber hinaus die Vielfalt der Genres der Texte als Besonderheit der Handschrift hervor, aus der die figurative Karte noch hervorsticht. Coumert stellt die konzeptionelle Einheit der Karte und der bisher als fehlerbehaftet gedeuteten Liste der Meere und Winde auf der Folgeseite der Sammelhandschrift fest und interpretiert ihr Zusammenspiel als kosmografische Beschreibung der Welt, ein grafisches Schema der Schöpfung mit rein figurativer Geografie. Im Anschluss bietet der Latinist Jacques Elfassi einen Überblick über das geografische Wissen bei Isidor von Sevilla, der als grundlegender Vermittler antiken Wissens als Modell für die karolingischen Reformen gilt und auch der *mappa mundi* von Albi als Hauptquelle diene.

Der dritte Abschnitt widmet sich dem Vergleich der Weltkarte von Albi mit anderen Karten. Jean-Baptiste Amat zieht die zwischen 762 und 777 entstandene Vatikankarte (BAV, Vatikanstadt, Vat. Lat. 6018, fol. 63v–64) heran. Er kommt zu dem Schluss, dass beide Karten von ihren Kartenmachenden konzeptioniert wurden, und sieht die Herausbildung gemeinsamer Codes in den grafischen Elementen. Alfred Hiatt vergleicht die beiden vorgenannten Karten zudem mit der Cotton Karte (BL, London, Cotton Tiberius B.V [1], fol. 56v, 1. Hälfte 11. Jahrhundert) und schließt auf ein ähnliches antikes Modell aller drei Karten. Julie Richard Dalsace kann herausarbeiten, dass auch die verschiedenen Variationen von *mappae mundi* bei Isidor von den Kopierenden konzipiert wurden, die neben dem Wissen aus dem jeweiligen Text noch zusätzliche Erkenntnisse einbezogen. Der Orientalist Jean-Charles Ducène stellt fest, dass die Karte von Albi keinen Einfluss im arabischen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Raum hatte. Ähnlichkeiten mit arabischen Karten sind wohl auf eine gemeinsame spätantike Quelle zurückzuführen.

Das Lesen des Bandes wird durch Farabbildungen der *mappa mundi* und der Liste der Meere und Winde, ergänzt um Transkriptionen (S. 16–17, 94, 176), Übersetzungen und genaue Aufschlüsselungen des Inhalts der Sammelhandschrift mit Verweisen auf die aktuellen Texteditionen (S. 18–19, 122–124) sowie Farabbildungen von Vergleichskarten und -texten angenehm unterstützt. Aufgrund des gelungenen Ansatzes bietet der Band eine Reihe von Anknüpfungsmöglichkeiten für weitere Forschungen verschiedener Disziplinen und ist daher für ein breites Fachpublikum lesenswert. Andenken könnte man beispielsweise neben der Vertiefung der präsentierten Studien zum inneren Zusammenhang der Sammelhandschrift, zum Zusammenspiel der verschiedenen Medien oder zur Herkunft der Farben vor allem auch Fragen nach dem sozialen Kontext der Handschrift und nach der Ausbildung des Mediums Karte.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94551](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94551)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Pierre-Louis Viollet, Histoire de l'énergie hydraulique. Moulins, pompes, roues et turbines de l'Antiquité au XX^e siècle, Paris (Presses de l'École nationale des ponts et chaussées) 2022, 236 p., ISBN 2-85978-414-4, EUR 44,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Dietrich Lohrmann, Aachen

Die erste Auflage dieser erfolgreichen, gut verständlichen und vorzüglich illustrierten Geschichte der Wasserkraft bis in die neueste Zeit ist bereits 2005 erschienen. Ergänzungen sind vor allem im letzten der sieben Kapitel hinzugekommen. Beginnen wir damit. Es geht um die Produktion elektrischen Stroms durch Wasserkraft seit deren Anfängen in den 1880er-Jahren. Die Nutzung der Wasserkraft war zuvor stark gebunden an die Orte, an denen die Wasserräder und Turbinen liefen. Mit dem elektrischen Strom wurde sie leicht transportierbar und begann ihren Siegeszug durch den gesamten Bereich der elektrotechnischen Anwendungen bis hin zu unseren alles beherrschenden Computern.

Welchen bedeutenden Anteil an der Stromproduktion die »hydroélectricité« weltweit übernommen hat, zeigt Viollet anhand von sieben höchst instruktiven Tabellen und zahlreichen Karten. Man sieht, dass die Entwicklung ihren Ausgang nahm von zunächst kleineren Anlagen an den Niagarafällen Kanadas und der USA, bald gefolgt von der Produktion von Industriestrom in den französischen und schweizerischen Alpen. Der Nachdruck liegt auf diesen Gebieten, die deutsche Entwicklung ist kaum berücksichtigt. Umso wertvoller sind die genauen Angaben etwa zu den weit verzweigten Speicher- und Produktionsanlagen im Wallis (La Grande Dixence, S. 189). Tabelle 7 (S. 194) nennt die aktuell größten Stauwerke am Nil, am Indus, in Brasilien. Uns näher berührend sieht man die lange Kette von Kraftwerken am Hoch- und Oberrhein (S. 197). Einige schwere Unfälle und die ökologischen Auswirkungen der Sperren im Fluss, vor allem für die Fische, sind nicht vergessen; der Wasserbau hat auf diesem Gebiet viel hinzugelernt. Auch die Perspektiven für die Nutzung der Gezeitenkräfte wie etwa in der Mündung der Rance seit 1960 (geplant seit 1921) sind angesprochen. Bezogen auf den Anteil der Wasserkraft an der gesamten Stromproduktion in den 20 führenden Ländern steht mittlerweile Norwegen an der Spitze (98 %).

Die Geschichte der Nutzung von Wasserkraft beginnt jedoch in der Antike, möglicherweise mit einer ersten Wassermühle im gebirgigen Reich des Mithridates am Pontus. Sechs Kapitel führen von dort bis in die Gegenwart, alle sehr konkret ausgeführt anhand der wichtigsten Etappen und Realisationen. Ich deute nur an: Kapitel 2 schildert die in den letzten fünf Jahrzehnten entdeckten



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Funde von Wassermühlen im römischen Reich, darunter technisch höchst anspruchsvolle Anlagen mit geringem Wasserverbrauch in Nordafrika. Immer wieder greift der Autor weit über Europas Grenzen hinaus bis nach China, Japan oder später in die Neue Welt Amerikas. Für die arabische Epoche nutzt er die reichen Ergebnisse der französischen Forschung (englische und deutsche Fachliteratur ist insgesamt nur schwach vertreten). Hoch effizient waren insbesondere die sogenannten Fallschachtmühlen (*moulins à tour de chute*). Zur Verbreitung der Horizontalwasserräder erhalten wir eine Hypothese betreffend ihre Verbreitung im Süden Frankreichs. Generell nutzte der wasserärmere Mittelmeerraum die Horizontalturbinen, der regenreichere Norden bevorzugte die senkrechten Wasserräder.

Auch die mittelalterliche Periode, oft kaum berücksichtigt, erhält eine ausführliche Darstellung (Kap. 3). Die in dieser Zeit erfolgte Ausweitung der Anwendung von Wasserkraft auf immer weitere Gewerbe bleibt zwar nur angedeutet, gehört aber primär in den Bereich des Maschinenbaus. Wichtig sind hier die Hinweise auf die spanische Forschung, wobei den Rezensenten der Nachweis S. 69 einer arabischen Sägemühle 1149 in Lerida besonders gefreut hat, denn er stützt frühe Belege zu Sägemühlen aus Katalonien, die er in seiner »Anthologie« ([Energieressourcen Westeuropas vor 1500](#), Bd. 1, Düren 2022, S. 207) genannt hat; der gängige Bezug auf 1235 (Villard de Honnecourt) tritt zurück.

Kapitel 4 schildert die Bemühungen um immer leistungsstärkere Maschinen zur Wasserhebung (Pumpen). Damit war zugleich der Weg zum weiteren Transport von Wasser in Leitungen und Aquädukten wieder aufgenommen. Schwerpunkte hier die großen Heberäder in Syrien am Orontes, am Duero vor Toledo, schließlich ganz groß an der Seine zur Versorgung des Schlosses von Versailles (machine de Marly).

Kapitel 5 verfolgt die Anwendung der Wasserkraft im industriell-gewerblichen Bereich vom 16. bis 19. Jahrhundert, wobei in einigen Regionen der Beginn beim Eisen schon im 13. Jahrhundert liegt. Viollet beginnt mit Orval 1530. Es folgt die Entwicklung im europäischen Bergbau (hier unter Einschluss der Entwicklung in Deutschland), danach der Bau immer größerer Mühlendämme, die ersten wassergetriebenen Textilmaschinen in Frankreich, England, USA. Mit der technologischen Revolution des 19. Jahrhunderts (Kapitel 6) erhalten wir Anschluss an die eingangs schon behandelte Gegenwart. Der Bau neuer mathematisch berechneter Wasserräder brachte noch einmal grundlegende Innovationen und beharrlichen Widerstand gegen die Dampfmaschine, was vorzüglich erklärt wird (Tabelle S. 157).

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94552](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94552)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Cécile Voyer, Vinni Lucherini, Le livre enluminé médiéval instrument politique, Roma (Viella) 2021, 406 p. (Quaderni Napoletani di Storia dell'Arte Medievale, 6), ISBN 978-88-331-3700-1, EUR 58,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Raphaël Demes, Strasbourg

Issu d'un colloque organisé par Vinni Lucherini et Cécile Voyer à l'université de Naples en 2021¹, l'ouvrage intitulé «Le livre enluminé médiéval instrument politique» est consacré aux liens étroits entre le manuscrit et une autorité en place. Instrument ou véhicule d'enjeux politiques, le livre enluminé au Moyen Âge est profondément ancré dans un espace social que chacune des quatorze contributions met en lumière de différentes manières. L'horizon d'étude couvre l'ensemble de l'Occident chrétien du V^e au XV^e siècle, rassemblant différents contextes afin de mener une réflexion complète sur un sujet vaste et complexe. Le livre enluminé est examiné à la fois en tant qu'«agent» social², qu'objet – dans toute sa matérialité – et comme signe en tant qu'objet porteur de sens.

Rédigées en français, en anglais ou en italien, les quatorze contributions du recueil sont classées par ordre chronologique. Après l'article d'Ivan Foletti sur le livre ouvert disposé sur un trône comme image d'orthodoxie (p. 13–32), deux moments apparaissent. Un premier temps est marqué par six contributions ayant trait à la sphère carolingienne et ottonienne jusqu'à l'an mil, de l'article de Cécile Voyer sur les liens étroits entre le Livre et le roi durant le haut Moyen Âge (p. 33–63) aux réflexions de Charlotte Denoël sur les Évangiles – instrument d'une ecclésiologie politique dans le nord de la France (p. 161–186). Entre ces deux moments, Mathieu Beaud réfléchit sur la mise en images du passé dans l'hagiographie anglaise du XII^e siècle (p. 187–220). Réunissant quatre articles, le second temps est consacré aux XIV^e et XV^e siècles, de l'article d'Anne D. Hedeman sur la bibliothèque du roi Charles V (p. 221–244) aux réflexions de Teresa D'Urso et Joana Barreto sur la dimension politique des images de la poésie virgilienne dans la Naples aragonaise du XV^e siècle (p. 307–340). Les deux dernières contributions s'attachent quant à elles à la circulation des manuscrits du Moyen Âge à l'époque moderne et contemporaine. Patricia Carmassi se concentre sur les notes de propriété des manuscrits, sur la mise en place d'un véritable



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ «Le livre enluminé médiéval, instrument politique», colloque organisé par Cécile Voyer et Vinni Lucherini, Università degli Studi di Napoli Federico II, Naples, en distanciel, 07/05/21.

² La notion «d'agentivité» est évoquée dans la préface (p. 7–12) mais les travaux d'Alfred Gell, en particulier *Art and Agency. An Anthropological Theory*, Oxford 1998, ne sont pas cités.

discours à la fois public et politique dans un espace social donné (p. 341–368). Laura Cleaver et Olivia Baskerville traitent quant à elles du rôle joué par les manuscrits hagiographiques relatifs à la vie de saint Cuthbert dans la constitution de la nation anglaise au début du XX^e siècle, autrement dit sur le manuscrit comme fer de lance de la construction d'une identité et de la constitution d'un patrimoine national (p. 369–388).

Les index des noms, des lieux et des manuscrits cités (p. 389–402) facilitent la circulation dans le texte de ce bel ouvrage composé de 405 pages rythmées par des illustrations en couleurs en pleine page rassemblées sous forme de planches à la fin de chaque article. Le lecteur regrette néanmoins l'absence de bibliographie récapitulative à la fin de chaque article et/ou de l'ouvrage.

À travers le prisme du «politique», l'ouvrage aborde de manière originale des questions fondamentales ayant trait par exemple au rapport que ces manuscrits entretiennent avec une autorité présente, avec un passé proche ou lointain ou bien encore à l'influence de la fonction du livre dans l'organisation de certaines enluminures en pleine page. En se focalisant sur l'image de l'Évangile exposé sur un trône vide dans l'Antiquité tardive, I. Foletti (p. 13–32) apporte une lumière différente sur l'*imago* représentant une autorité. Cette image participe à la mise en présence perpétuelle du Verbe de Dieu et garantit la droiture (*orthós dóxa*) des décisions prises pendant le concile, placé ainsi sous l'autorité du Livre et sous la présidence de Dieu. Ces notions de dispositifs théologico-politiques et de mise en présence d'une autorité apparaissent également mais de manière différente dans l'article de C. Voyer sur les liens étroits entre le livre d'Évangiles et le roi carolingien (p. 33–63). En faisant don du livre sacré, le souverain «vicaire de la royauté du Christ» représente son autorité jusqu'aux marges d'un «royaume-Ecclesia» qui tend vers l'harmonie si le gouvernement est exercé avec justesse (*politikos*).

La question des relations entre le livre d'Évangiles et les détenteurs du pouvoir temporel ou spirituel est également envisagée dans l'article de C. Denoël à travers l'exemple de trois manuscrits produits dans des abbayes réformées ou venant d'être fondées dans le nord de la France actuel durant le premier quart du XI^e siècle (p. 161–186). L'autrice met en évidence l'idée d'une «ecclésiologie politique» cristallisée dans le livre enluminé porteur de nombreux enjeux politico-religieux à la fois pour le comte de Flandre et les représentants de l'église locale, en particulier l'évêque de Cambrai. Sur un arrière-plan de réforme religieuse, le livre d'Évangiles contribue à la mise en scène et à la transmission à travers le monde de la loi divine tout en se faisant l'instrument à l'échelle locale, d'un véritable discours politique.

M. Beaud (p. 187–220) se concentre quant à lui d'une part sur l'intention politique qui apparaît en filigrane dans un manuscrit hagiographique anglais du premier quart du XII^e siècle. Dans le cycle de préface du manuscrit étudié, la figure du saint roi Edmond (841–869) offre un modèle de conduite pour la royauté

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94553](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94553)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

du XII^e siècle. L'auteur démontre que la matière du récit officiel de l'histoire de l'abbaye de Bury est adaptée, façonnée, conformée aux attentes et aux besoins de l'enlumineur qui rapproche le cycle hagiographique peint de la structure narrative des Écritures. D'autre part, l'auteur examine la spatialité du manuscrit dont le contenu devait être activé dans l'église abbatiale bien que le rayonnement de ce livre enluminé s'étende au-delà de l'église locale. Bien ancré sur un territoire sanctifié par sa présence, le saint roi galvanise la sacralité des possessions monastiques et renforce l'indépendance de la communauté face à l'évêque et au roi. T. D'Urso et J. Barreto (p. 307–340) ont également souligné la portée politique du livre enluminé en se concentrant sur le cycle illustré des poèmes de Virgile dans la Naples aragonaise du XV^e siècle. Dans ce manuscrit émerge une lecture humaniste du poète antique ainsi qu'un ancrage au quotidien témoignant de l'actualisation de la poésie virgilienne à des fins politiques, faisant de Virgile une figure parthénopéenne et du commanditaire Jean II de Catalogne-Aragon (1456–1485) l'héritier d'une culture prestigieuse.

Fil directeur de l'ouvrage, le thème de la réception au fil des siècles du livre enluminé en tant qu'instrument politique permet de mettre en lumière, sur un temps long, tout ce qui se trouve en périphérie du manuscrit, les acteurs qui gravitent de près ou de loin autour de ces objets de valeur: les commanditaires, les copistes, les faiseurs d'images mais également et surtout celles et ceux qui en ont l'usage au départ ou se l'approprient au cours du temps.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2023.1.94553](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94553)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Philip Zimmermann, Armut und Bischofsherrschaft. Bischöfliche Fürsorge in der Merowingerzeit, Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2022, 266 S. (Vorträge und Forschungen. Sonderband, 63), ISBN 978-3-7995-6773-2, EUR 38,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Till Stüber, Köln

Mittelalterliche Bischöfe haben in der Forschung seit längerem Konjunktur. Erstaunlicherweise gibt es nach wie vor Aspekte, die trotz ihrer fraglosen Bedeutung gleichsam durchs Raster gefallen sind und erst wenig Beachtung gefunden haben. In seiner Zürcher Dissertationsschrift widmet sich Philip Zimmermann einem solchen Thema: der bischöflichen Armenfürsorge in der Merowingerzeit. Während es zwar eine Reihe wichtiger Untersuchungen zu Armut und Armenfürsorge in der quellenmäßig ergiebigeren Karolingerzeit gibt, wurde dieser Aspekt für die Merowingerzeit – wenn überhaupt – nur en passant behandelt.

Der Verfasser ist neben den normativen Grundlagen der Armenfürsorge auch an deren Mechanismen interessiert, vor allem aber geht es ihm um das Nachdenken der Zeitgenossen über Armut und bischöfliche Fürsorge – es ist dies ein Gesichtspunkt, der in seiner Untersuchung breiten Raum einnimmt.

Zimmermann gliedert seine Arbeit in vier Abschnitte, denen eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse (S. 235–238) folgt. Nach einem knappen Aufriss des Forschungsstandes und einem Überblick über die verwendeten Quellen folgt eine breit angelegte Begriffsanalyse (S. 25–92), sodann geht es um die – im weitesten Sinne – normative Begründung der Armenfürsorge (S. 93–198); zwei kürzere Abschnitte gelten den konkreten Maßnahmen (S. 199–218) sowie deren historischer Funktion (S. 219–234).

Zunächst untersucht Zimmermann durch minutiöse Textanalyse das Vokabular, das den Armutsdiskurs der Zeitgenossen bestimmte. Angesichts der Tatsache, dass die kirchliche Armenwohlfahrt in der Forschung stereotyp als Ausdruck der *caritas* bezeichnet wird, liegt es nahe, die Verwendung ebendieses Begriffes im frühen Mittelalter zu untersuchen (S. 27–44). Zimmermann kommt zum Schluss, dass *caritas* im Zusammenhang mit Armut oder Armenfürsorge in den zeitgenössischen Quellen gar nicht auftaucht. Stattdessen steht *caritas* in erster Linie für die Gemeinschaft der Bischöfe untereinander: In diesem Sinne bezeichnet *caritas* das Band der christlichen Liebe, welches die bischöflichen Amtsbrüder zu Gliedern einer Gemeinschaft macht, die zu gegenseitiger Achtung und Unterstützung verpflichtet sind. Dementsprechend werden Bischöfe, die sich über kirchenrechtliche Vorschriften hinwegsetzen, oftmals mit dem



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ausschluss aus der *caritas* bedroht. Ob hiermit zwangsläufig auch die Exkommunikation einherging, wird aus den Quellen nicht ganz klar, allerdings kann Zimmermann Zeugnisse anführen, wo explizit vom Ausschluss aus der *caritas* und von Exkommunikation die Rede ist, während andere Quellen nur den Ausschluss aus der *caritas* als Strafe androhen und Exkommunikation unerwähnt lassen.

Im Anschluss erfolgt die Analyse der Begriffe, mit denen das Frühmittelalter Arme und das Almosengeben bezeichnete: Wie der Verfasser feststellt, begegnet neben dem *pauper* noch eine Reihe weiterer Begriffe (vgl. S. 45), besonders *egens/egenus* scheint prominent vertreten. Neben den Werken Gregors von Tours bezieht Zimmermann hier auch die Schriften des Venantius Fortunatus mit ein (neben dessen Lyrik wird von den Prosaviten nur die »Vita Radegundis« untersucht – der Grund für diese Auswahl wird nicht klar).

Während bei Venantius Fortunatus die einzelnen Begriffe insgesamt recht unscharf verwendet werden und in der Regel Mittellose bzw. Bedürftige bezeichnen, kann Zimmermann bei Gregor von Tours einen differenzierten Wortgebrauch nachweisen. Während *egens/egenus* in aller Regel den Mittellosen meint, also den Armen im materiellen Sinne, kann *pauper* zum einen als Synonym für *egens* verwendet werden, zum anderen aber auch einen Menschen von niederem sozialen Status bezeichnen, der womöglich schlechter gestellt ist als der Großteil der Stadtbevölkerung, keineswegs aber mittellos ist. *Pauper* kann in diesem Sinne auch »machtlos« bedeuten, also jemanden bezeichnen, der nicht die Möglichkeit hat, sich gegen raffgierige Ankläger oder korrupte Richter (= *potentes*) zur Wehr zu setzen, und der daher den Beistand des Bischofs braucht. Mittellos ist er nicht, da es gerade sein Landbesitz oder andere Besitztümer sind, auf die es die *potentes* abgesehen haben. Diese interessante Beobachtung legt zumindest nahe, dass bereits das frühe Mittelalter eine Unterscheidung zwischen absoluter und relativer Armut gekannt haben dürfte. Zimmermann kann plausibel aufzeigen, dass die relative »Offenheit« des Armutsbegriffs, wie er bei Gregor von Tours begegnet, nicht zuletzt dazu diente, den Zuständigkeitsbereich des Bischofs – der ja von Amts wegen für die Armenfürsorge verantwortlich war – auszuweiten. Hiervon profitierten nicht nur die von der Fürsorge begünstigten *pauperes*, sondern auch der fürsorgende Bischof selbst, da er von den unterstützten *pauperes* im Gegenzug Loyalität erwarten konnte (S. 225–230).

Auf diese Begriffsbestimmungen folgt die Analyse der normativen Grundlagen und Begründungen der bischöflichen Armenfürsorge. Gerade die Behandlung biblischer Aussagen zu Armut (S. 95–120) erweist sich als wichtig, da viele der einschlägigen Schriftstellen – wie Zimmermann zeigen kann – auch in merowingerzeitlichen Texten angeführt werden, um Armenfürsorge normativ zu begründen. Dass im Rahmen der nur kurz angeschnittenen »patristischen Vergleichspunkte« (S. 121–126) gerade Clemens von Alexandrien und dessen einschlägige Schrift »Quis dives

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2023.1.94554](https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94554)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

salvetur« fehlen, mag überraschen, es ist aber in Anbetracht dessen, dass Clemens' Schriften im lateinischen Mittelalter kaum rezipiert wurden, zu verschmerzen. Ausführlicher fällt die Analyse der rechtlichen Quellen aus. Während die Volksrechte und auch das römische Recht (Zimmermann berücksichtigt den »Codex Iustinianus« nicht, da sich in der Merowingerzeit eine Rezeption nicht nachweisen lässt) insgesamt wenig ergiebig sind, ist das Kirchenrecht (S. 138–168) im Hinblick auf die verfolgte Fragestellung umso reichhaltiger. Auffällig ist hier, dass die *pauperes* regelmäßig im Zusammenhang mit dem Schutz des Kirchenguts erwähnt werden: Wer sich am Besitz der Kirche vergreift, so heißt es wieder und wieder, sei nichts anderes als ein »Mörder der Armen« (*necator pauperum*), da es Zweck des kirchlichen Besitzes sei, hiermit die Armen zu unterhalten. Wer diesen Besitz entwendet oder für sich reklamiert, entzieht den Armen ihre Lebensgrundlage.

Es gibt daneben aber auch eine Reihe von Konzilsbeschlüssen, die direkt die bischöflichen Fürsorgepflichten behandeln. An dieser Stelle wäre es womöglich gewinnbringend gewesen, nicht nur gallische Synodalbeschlüsse, sondern auch das Dekretalenrecht mit in die Untersuchung einzubeziehen und zu schauen, inwieweit die gallische Synodalgesetzgebung römische Ordnungsvorstellungen von der Verteilung des kirchlichen Besitzes rezipierte – eine dieser *portiones* stand ja den Armen zu. Immerhin waren zwei päpstliche Schreiben, worin entsprechende Regelungen überliefert sind, auch im Merowingerreich verbreitet (und zwar »Necessaria rerum« [J³ 1270] Gelasius' I. und der »Libellus responsionum« Gregors des Großen; demgegenüber kam »Relatio nos vestrae« [J³ 1166] des Papstes Simplicius wohl erst mit der »Dionysio-Hadriana« ins Frankenreich). Eine solche Untersuchung steht meines Wissens bislang noch aus.

In den Ausführungen zu konkreten Maßnahmen kann Zimmermann sodann plausibel machen, dass bischöfliche Fürsorge in der Regel nicht vom Privatvermögen des Bischofs, sondern vom Kirchenvermögen finanziert wurde – Letzteres scheint allerdings in vielen Fällen durch großzügige Spenden des Bischofs vermehrt worden zu sein (S. 215–217). Zum Schluss zeigt der Verfasser an den Quellen, dass Armenfürsorge ein integraler Bestandteil der bischöflichen Amtsaufgaben war, weshalb gute und schlechte Bischöfe nicht selten nach ihren Fürsorgetätigkeiten (bzw. deren Unterlassung) beurteilt wurden (S. 221–224).

Im Ganzen handelt es sich um eine willkommene Studie zu einem wichtigen Thema, das nicht nur für die Sozialgeschichte von Bedeutung ist und dennoch bisher kaum behandelt wurde. Dem Verfasser ist hoch anzurechnen, dass er dem teils gut erforschten Quellenmaterial eine Reihe neuer Erkenntnisse zu entlocken vermag.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)